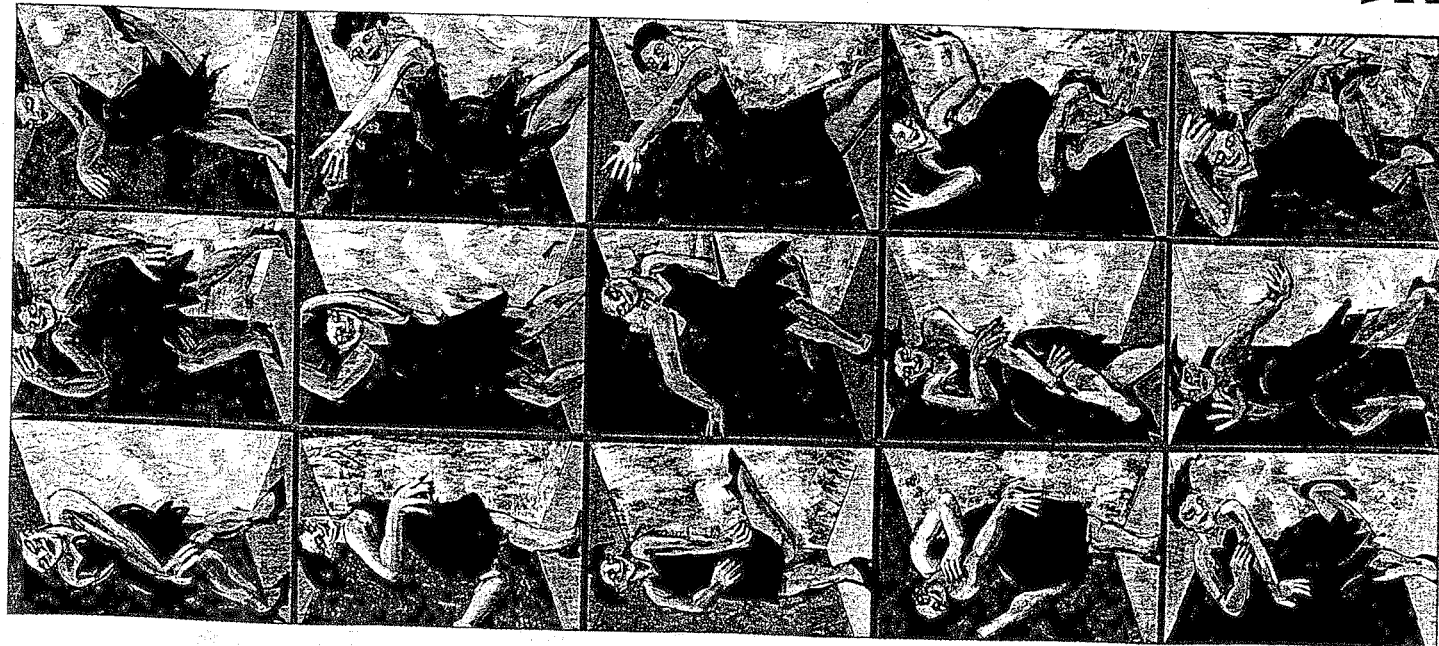


Ines Weller,
Esther Hoffmann,
Sabine Hofmeister
(Hrsg.)

Nachhaltigkeit und Feminismus: Neue Perspektiven – Alte Blockaden

Wissenschaftliche Reihe
Band 109
Kleine Verlag



Elvira Scheich

Fortschritt anders denken

Zur historisch-politischen Kontextualisierung der Nachhaltigkeitsdebatte

Durch die sozialen Bewegungen für Umweltschutz und Ökologie ist deutlich geworden, daß ein Festhalten am bisherigen Entwicklungsmuster hochindustrialisierter Gesellschaften äußerst problematisch geworden ist. Das andauernde Wachstum des materiellen Wohlstands und die permanente Beschleunigung technischer Innovationen sowie deren Kopplung kann weiterhin weder als das generelle Modell noch als zukünftige Leitlinie zur Bewältigung der entstandenen Probleme betrachtet werden. Insbesondere zwei Kernvorstellungen industrieller Modernisierung sind in Zweifel gezogen geworden, nämlich das Konzept eines unilinearen technischen Fortschritts sowie die Gleichsetzung von wissenschaftlicher Objektivität mit gesellschaftspolitischer Neutralität. Beide wirken als Ursache in einer Reihe von schwerwiegenden Ausblendungen, die sowohl den natürlichen als auch den historisch-politischen Kontext von Technik- und Wissenschaftsentwicklung betreffen. Ihre Folgen äußern sich in nicht intendierten Rückkoppelungseffekten, die mit einer nur instrumentellen Rationalität nicht zu handhaben sind.

Die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion und Korrektur dieser Konzepte stellt sich vor allem, weil die Krise des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft selbst wiederum wissenschaftlich bearbeitet und in technische Umweltprobleme umgesetzt wird. Und zwar gleichgültig, ob in kritischer Absicht oder nicht. Bevor ich deshalb mit einem historischen Rückblick auf den Kontext eingehe will, in dem die modernen Vorstellungen von Objektivität und Fortschritt zu einem ganz wesentlichen Teil ausformuliert wurden, soll zunächst noch ein Blick auf die aktuelle Debatte und deren Dimensionen meine Fragestellung präzisieren.

Offene Fragen

„Menschen mit ihren Organisationen, Interessen und Wünschen kommen gar nicht in den Blick.“ (BUND & Misereor 1996: 150) Ausdrücklich haben es

deshalb die Autoren der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ zu ihrem Anliegen gemacht, den Reduktionismus einer stofflich-quantitativen Darstellung zu vermeiden und auf qualitative Zielvorstellungen einzugehen. In einem ausführlichen Kapitel entwickeln sie acht Leitbilder und „Wende-Szenarien“, in denen sie die „Gestaltungsfelder sozialer Erneuerung“ (BUND & Misereor 1996: 151 ff.) konkretisieren. „Dabei zeigt sich, daß der Wille, den Naturverbrauch zu reduzieren, oft in Entwürfe eingelassen ist, die – neben technischen Verbesserungen – gleichermaßen soziale und kulturelle Neuorientierungen umfassen“ (BUND & Misereor 1996: 152). Trotz dieses Anspruchs springt die mangelnde Integration des Leitbilder-Kapitels in die Gesamtargumentation der Studie ins Auge. Anstatt das „Ineinander von Institution, Macht und Bedeutung, in das jeder Umgang mit Natur eingelassen ist“ (BUND & Misereor 1996: 149) weiterhin wirklich zu analysieren, werden schon im folgenden Kapitel mit dem Titel „Übergänge“ politische, soziale und kulturelle Aspekte gar nicht mehr berücksichtigt.

Fragt man genauer, welche Funktion und Bedeutung den Leitbildern hier im Kontext einer ökologischen Umweltgestaltung zugeordnet wird, dann wird dieser Bruch bald als ein systematischer kennlich, und es treten zwei (eng miteinander verbundene) Problemkreise hervor. Der eine davon ist bereits mehrere Male zum Gegenstand feministischer Kritik geworden, die die Verallgemeinerbarkeit von Grenzwerten, sowie der Maßstäbe, auf denen sie beruhen, und der Bilanzen, die auf ihrer Grundlage ermittelt werden, in Frage stellt (z.B. Schultz 1996). In der Studie wird diese Problematisierung nicht aufgegriffen und als „Expertenfalle“ (BUND & Misereor 1996: 151) wird lediglich der mangelnde Anschluß wissenschaftlicher Befunde zur Motivation und damit zur Teilhabe der Bürger verstanden. Unverändert finden wir die Abstraktheit der stofflich-quantitativen Darstellung der Umweltkrise, sie „ordnet die unübersichtliche Welt in Zustandsdaten und Zeitreihen, sie verspricht objektive Aussagen, indem sie meßbare Sachverhalte in den Vordergrund stellt, und sie vermag eindeutige, quantitativ kontrollierbare Handlungsziele zu definieren. Damit wird ein Wissensbestand geschaffen, vor dessen Datensätzen keine Ausflüchte möglich sind“ (BUND & Misereor 1996: 150). Hier wird die konzeptuelle Verkürzung auf das Meßbare selbst nicht befragt, überprüft und korrigiert, sondern soll bloß ergänzt werden durch das Menschlich-Qualitative:

1 Ob damit eine politische Beteiligung gemeint ist, wird nicht genauer bezeichnet; mögliche Probleme damit werden auch nicht weiter diskutiert.

„Denn die Menschen möchten nicht nur müssen, sie möchten auch wollen dürfen“ (BUND & Misereor 1996: 151).²

Indem das Soziale überhaupt nur als Werte und Normen (eher selten auch als Gefühl) in den Blick genommen, bzw. das Historische als das Qualitative per se gesetzt wird (BUND & Misereor 1996: 151), werden Tatsachen wieder fixiert zu Natur, Stoff und Zahl. Im damit letztlich zufälligen und beziehungslosen Nebeneinander von Werten und Tatsachen gehen die dargestellten Leitbilder nicht über Wunschvorstellungen hinaus, von denen nicht recht klar wird, welche Dynamik von Umorientierungen im Gefüge von Umwelt, Technik und Gesellschaft sie entfalten könnten. So ist es nicht verwunderlich, wenn am Schluß konstatiert wird:

„Schließlich handelt es sich bei Leitbildern um komplexe normative Vorstellungen über eine erstrebenswerte Gestalt bestimmter Teilbereiche der Gesellschaft, deren Bezug zu Realpolitik, zu technischen und anderen Potentialen³ und letztlich zu konkreten Handlungsoptionen erst hergestellt werden muß.“ (BUND & Misereor 1996: 287)

Leider aber bestehen solche Bezüge durchaus, wenn sie auch einer anderen Entwicklungsrichtung in der Veränderung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses, in sozial-ökologischer Hinsicht unerwünscht, zur Durchsetzung verhehlen, und eben diese Zusammenhänge wären sozialwissenschaftlich zu untersuchen. Das ist der zweite Problemkreis, den die Studie berührt, aber umgeht.

Um mehr von den Wechselwirkungen zwischen konkreten Veränderungen und normativen Leitmotiven zu erfassen, muß eine wiederkehrende und zur Selbstverständlichkeit gewordene Voraussetzung revidiert werden, nämlich die Einteilung in „weiche“, d.h. soziale, und „harte“, also technische, Faktoren des gesellschaftlichen Wandels. Auch an diesem Punkt haben feministische Untersuchungen eingehakt und die „Härte“ gesellschaftlicher Verhältnisse deutlich gemacht. Maßgebend waren die Arbeiten Cynthia Cockburns zum Fortbestehen geschlechterhierarchischer Strukturen im Verlauf technischer Innovationen (Cockburn 1983, 1988). Zwar erwiesen sich geschlechtsspezifische Zuschreibungen als ziemlich flexibel im Hinblick auf die Arbeitsinhalte verschiedener Produktionsbereiche, die durch neue Technologien völlig umgestaltet wurden, aber als ein durchgängiges und dauerhaftes Moment stellte sich die Hierarchisierung von männlich und weiblich heraus, selbst wenn die bisherige

2 War das nicht Karl Valentin, bei dem wir das schon mal gehört haben?

3 Welche anderen Potentiale könnten hier gemeint sein?

Bewertung von Qualifikationen und Tätigkeiten dabei rundheraus auf den Kopf gestellt wurde. Hier, wie generell, sind die Vorgänge in Teilbereichen technischer Entwicklung nur sehr ausnahmsweise aus sich selbst heraus zu erklären. Über eine erweiterte und gleichzeitig präziserte Fragestellung wurde die Starrheit wie auch die Relevanz der Geschlechterdifferenz erklärbar, weil das Geschlechterverhältnis auf äußerst wirksame Art heterogene soziale Felder zu vermitteln vermag. Cockburns Untersuchungen zeigen beispielhaft, daß normative Vorstellungen auf gesellschaftliche Verhältnisse zurückgehen und auf diese zu beziehen sind, um das Ineinandergreifen von symbolischen und materiellen Dimensionen im Naturumgang und in der Technikgestaltung zu begreifen.

Indem Abstraktionen und Reduktionen, die den Unterscheidungen von normativ-objektiv, quantitativ-qualitativ, stofflich-historisch zugrunde liegen, nicht in den Fortgang der Reflexionen einbezogen werden, entsteht ein starres Schema von Natur und Gesellschaft, das die Studie (trotz oder auch entlang aller gegenteiligen Beteuerungen) durchzieht und in dem die krisenhafte Entwicklung dieses Verhältnisses nicht begriffen werden kann. Diese doch eher theoretischen Überlegungen gewinnen eine „nachhaltige“ politische Brisanz aufgrund der Rolle, die die Studie als ein gemeinsamer Bezugspunkt im Diskurs über Nachhaltigkeit allgemein und in den Diskussionen zur Agenda 21 insbesondere gewonnen hat, und weil sie die gängigen Vorstellungen, bis hin in die Sprachregelungen, über Tatsachen, Fakten, Objektivität einerseits sowie Motivationen, Werte, Normen andererseits repräsentiert⁴. Durch eine Reduktion des Sozialen und Historischen wird die Aufteilung in natürliche bzw. technische Tatsachen und soziale Normen ermöglicht, was wiederum die Voraussetzung für bezugs- und kontextlose Universalisierungen und Objektivierungen darstellt. Ziel der Kritik sind nicht die Objektivierungen, Quantifizierungen, Verallgemeinerungen, sondern ein Umgang damit, der sich immer wieder einschleicht, nämlich so als seien Werte und Tatsachen problemlos auseinanderzuhalten, trennbar bzw. zu addieren, als seien sie nicht miteinander

4 Vgl. etwa „Berliner Briefe“, Oktober 1998.

verschränkt⁵, als seien Meßbarkeit, Eindeutigkeit, Quantifizierung nicht selbst schon ganz spezifische Werte⁶.

Methodische und politische Absichten

Einerseits soll der Begriff „Nachhaltigkeit“ das Zusammendenken von ökologischen, ökonomischen und sozialen Faktoren bezeichnen, andererseits wird dies beständig unterlaufen von Voraussetzungen, die in der Nachhaltigkeitsdebatte als selbstverständlich hingenommen und nicht ausreichend hinterfragt werden. „Ökologische Politik muß kulturschöpferisch und strukturbildend sein“ (BUND & Misereor 1996: 152) – wenn das ernst gemeint sein soll, wird es notwendig sein, sich noch einmal mit einem klassischen und grundlegenden Problem der soziologischen Theorie auseinanderzusetzen, nämlich mit der Frage, was Objektivität ist und sein kann, wenn es nicht nur um die Gegenstände der Naturwissenschaften geht sondern zugleich um Kultur und Gesellschaft. Wobei wir uns, weil es deren mehrere und sehr verschiedene gibt, gleich noch ein zweites eingehandelt haben: das sogenannte Relativismus-Problem.

Um einigen Kontinuitäten in den Vorstellungen von wissenschaftlicher Objektivität und in der Einschätzung des technischen Fortschritts auf die Spur zu kommen, die sowohl bei der Begründung der Soziologie als Wissenschaft als auch in den aktuellen Auseinandersetzungen und für die Formulierung von Kritikpositionen eine Rolle spielen, werde ich historisch ein ganzes Stück zurückgreifen und zwei Texte betrachten, die beide während des 1. Weltkrieges in Deutschland zum ersten Mal veröffentlicht worden sind. Mehr scheint beiden Texten nicht gemeinsam zu sein, denn es handelt sich um Max Webers berühmten Aufsatz „Wissenschaft als Beruf“ (ursprünglich ein Vortrag, den er 1917 in München hielt und der 1919 veröffentlicht wurde) und um das 1918 erschienene Werk Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes“ mit dem Untertitel: „Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte“. Wie in ihrer inhaltlichen Ausrichtung so sind auch in formaler Hinsicht beide Texte absolut

5 Die Verschränkung von Werten, speziell Glaubensidealen, mit Tatsachenorientierung zu analysieren, war zentral für das Werk Max Webers. Es ist eine wissenschaftstheoretische Anstrengung, sie auseinanderzuhalten – dazu unten mehr.

6 Im Anschluß und in der Kritik von Webers Arbeiten hat insbesondere Herbert Marcuse (1981) diesen Punkt herausgearbeitet, indem er gezeigt hat, wie dieser Zusammenhang hergestellt und wie er zugleich verdeckt wird.

konträr: Der eine ist kurz, ein Aufsatz von 42 Seiten Länge, prägnant und stellenweise ironisch oder offen polemisch. Der zweite ist ein Wälzer von sage und schreibe 1045 Seiten, unendlich geschwätzig und jede Zeile voller Weltbedeutung.

Die Wirkungsgeschichte beider Texte war enorm, schon deshalb ist es kaum möglich, ihnen unvoreingenommen zu begegnen. Max Weber, der seit 1896 Lehrstuhl für Nationalökonomie in Heidelberg innehatte, gilt als Klassiker der Soziologie; und auch dort, wo die theoretischen Grundlinien seiner Schriften, wie etwa seines bekanntesten Buches „Die protestantische Ethik“, nur durch den Filter mehrfacher Rezeptionen präsent sind, haben sie doch immer noch einen ganz wesentlichen Einfluß auf die Reflexionen der Moderne. Insbesondere seine Überlegungen zu den Ursachen und der Dynamik von Rationalisierung und Bürokratisierung sozialer Verhältnisse sowie der damit einhergehenden Versachlichung von Herrschaftsbeziehungen sind unumgänglich, um die Rolle von Technik und Wissenschaft in der modernen Gesellschaft zu verstehen. Webers wissenschaftstheoretische Positionen, im Aufsatz von 1919 zusammengefaßt, setzten eine lebhafte Kontroverse in Gang, eine Diskussion über das Selbstverständnis der Sozialwissenschaften, die nach dem 2. Weltkrieg erneut aufgegriffen und weitergeführt wurde. Oswald Spengler konnte 1922 bereits die 33. Auflage seines Buchs verzeichnen. Trotz dieses außerordentlichen Erfolgs – nach einer Hochrechnung war es in jedem dritten Bücherschrank der Bildungselite vorhanden⁷ – blieb Spengler ein wissenschaftlicher Außenseiter. Der Geschichtsentwurf des Textes greift die pessimistische Kulturkritik der Lebensphilosophie auf und vollzieht in nahezu unendlichen Schleifen und Redundanzen den Übergang zu einer umstandslosen Verherrlichung von Krieg, Herrschaft, Gewalt und zur Legitimation der eigenen rassistischen Überlegenheit. In aller Deutlichkeit und Schärfe wurde dies jedoch erst recht spät ausgeführt und dem Text entsprechende Abschnitte angefügt, auch geschah das nicht konsequent.⁸ Daher bietet das Buch Bruchstücke für ein recht breites Spektrum weltanschaulicher Überzeugungen an.⁹ Trotz dieser Unentschiedenheiten – oder vielleicht auch gerade deswegen – wurde das Buch zur Fundgrube und zu einer bevorzugten Quelle der NS-Ideologen, deren

⁷ Laut Paul Forman (1971) betrug die Auflage 1926 100.000 Exemplare bei 300.000 Studienabschlüssen.

⁸ Vgl. dazu den Aufsatz von Ernst Bloch von 1936 (Bloch 1972).

⁹ Und wer hatte das ganze Buch schon gelesen, wie Corona Hepp (1987) bezweifelt.

Auslegungen vom Autor legitimiert wurden, wie sein Aufsatz „Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens“ von 1931 dokumentiert.

Webers und Spenglers Text präsentieren sich beide als Stellungnahmen zur Entwicklung von Gesellschaft und zu der Rolle, die der Technik und der Wissenschaft dabei zukommt. Beide nehmen eine Haltung zu den Veränderungen ein, die mit dem enormen Aufschwung der Natur- und Technikwissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einhergehen. Sie stellen verschiedene Reaktionen auf die Industrialisierung und zu den Prozessen gesellschaftlicher Modernisierung dar, die davon geprägt sind. Weil die eingenommenen Positionen deutlich konträr und darüber hinaus mit Absicht gegeneinander abgesetzt sind, lassen sich historisch-politische Dimensionen¹⁰, die erst im Bezug der Standpunkte aufeinander kenntlich werden, rekonstruieren. Die Frage, welche Momente der Kontinuität im Hinblick auf die Vorstellungen von wissenschaftlicher Objektivität und technischem Fortschritt bedeutsam wurden, aber auch welche Variationsbreite dabei gegeben war, soll die Aufmerksamkeit auf solche grundlegenden Denkguren lenken, die einmal entstanden in einer konkreten historischen Situation, nun weiter herumgeschleppt werden, aber den längst reflexiv gewordenen Modernisierungsprozessen nicht mehr angemessen sind.

Im historischen Rückblick lassen sich die Traditionslinien der Fortschrittskritik und deren Zusammenhang zur gesellschaftlichen Modernisierung erfassen, während die Betrachtung gegensätzlicher Positionen den Blick dafür frei gibt, in welchem Vorstellungskontext über Wissenschaft und Technik gedacht, wie darin über ein gesellschaftliches Naturverhältnis reflektiert und über seine politischen Konsequenzen gestritten wird. Dabei funktioniert die besondere Frage, die die feministische Kritik kennzeichnet, nämlich die Frage nach der Kategorie Geschlecht und ihrer Bedeutung wie eine Sonde im Gefüge der verschiedenen Positionen. Sie ist speziell ausgerichtet auf die uninterfragten, weil geteilten, Selbstverständlichkeiten der Debatte, in denen überkommene Muster reproduziert und die Entwicklung neuer Denk- und Umgangsweisen blockiert werden. Die „Geschlechterfrage“ ist hervorragend geeignet, wenn es hier zunächst vor allem anderen darum gehen soll, die Tiefenschärfe der Probleme, die im Rahmen der Nachhaltigkeitsdebatte neu aufgeworfen wurden, zu

¹⁰ Dazu siehe Plessner 1982 und 1985.

erhöhen. Es kann nicht das Ziel sein, die diffizilen Beziehungen zwischen Werten und Tatsachen aufzulösen, ebensowenig wie sich eine Reihe anderer Widersprüche in den grundlegenden Vorstellungen und Begriffen der Debatte um Natur und Gesellschaft, Umwelt und Technik einfach beseitigen ließe. Aber es ist durchaus möglich, genauer darüber nachzudenken, um sich einem Verständnis dieser komplexen Wechselwirkungen, das den aktuellen Verhältnissen und ihren Widersprüchen besser entspricht, anzunähern.

Entschieden gegensätzlich: Weber zu Wissenschaft

Um zunächst die Unterschiede zwischen den beiden Texten näher darzustellen, werde ich mit Webers bekannter Überzeugung, daß zwischen wissenschaftlichen Tatsachen und kulturell verbindlichen Wertorientierungen eine unüberbrückbare Kluft existiert, beginnen. Webers wissenschaftstheoretischer Standpunkt ist eng mit seiner Diagnose der Wissenschaftsentwicklung verknüpft – und die ist nicht mehr ganz so geläufig –, wonach in den modernen Wissenschaften das humanistische Bildungsideal¹¹ verabschiedet wurde: „Innerlich ebenso wie äußerlich ist die alte Universitätsverfassung fiktiv geworden.“ (Weber 1995: 7) Festgestellt wird hier das Ende eines bildungspolitischen Programms, indem gleichermaßen Wissen wie Sitlichkeit durch Freiheit, weil kritisch und rational, erworben werden sollten, in dem die Einheit von Forschung und Lehre im Prozeß der Selbstwerdung des Individuums begründet und so auf die Subjektivität und Kreativität der Lehrenden und Lernenden bezogen wird. Aber der Versuch, auf diese Weise objektive Wissenschaft und subjektive Bildung harmonisch zusammenzufügen, wird von den Fortschritten der Wissenschaft selbst zunehmend unterlaufen. Weber sieht dies als Resultat kulturhistorischer Verschiebungen, die selber wiederum nur im Zusammenhang mit den veränderten materiellen Bedingungen gesellschaftlicher Organisation zu begreifen sind.

In Webers Überlegungen bildet der wissenschaftliche Fortschritt das Zentrum eines allgemeinen Intellektualisierungs- und Rationalisierungsprozesses, in dem die Naturwissenschaften, Technik sowie Medizin eingeschlossen, die Führung übernommen haben. Seine Richtung, charakterisiert als „Amerikani-

¹¹ Hier zum Vergleich der Bildungsbegriff bei Humboldt: „Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern kommt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebensowenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun.“ (Schüdelbach 1983: 42)

sierung“¹², wird von der deutschen Tradition deutlich abgesetzt: „die neueste Entwicklung des Universitätswesens auf breiten Gebieten der Wissenschaft (verläuft) in Richtung des amerikanischen (...) Die großen Institute medizinischer oder naturwissenschaftlicher Art sind ‚staatskapitalistische‘ Unternehmen“ (Weber 1995: 6). Die moderne Wissenschaftsorganisation ist arbeitsteilig, fachmäßig spezialisiert, hierarchisch gestuft, rational geregelt, zur Bürokratie geworden. Bedingt durch das Anwachsen der unterschiedlichsten Fachgebiete, wird die Wissensproduktion von den allgemeinen Tendenzen zu Arbeitsteilung und Ausdifferenzierung erfaßt, die zu einer Übermacht von Professionalisierung und Spezialistentum führen. Daher konstatiert Weber: „Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet (...) nicht eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht.“ (Weber 1995: 19) Sein Beispiel hier ist jemand, der mit der Straßenbahn fährt, dieser hat nämlich „wenn er nicht Fachphysiker ist – keine Ahnung, wie sie das macht, sich in Bewegung zu setzen“ (Weber 1995: 18). Dies mag zwar die Phantasie eines Soziologen über das Wissen der Physiker sein; aber das gehört ebenfalls zur von Weber beschriebenen Wissenschaftsentwicklung. Weniger eine stetig wachsende Selbstbestimmung als vielmehr neue Formen von Abhängigkeit hat die erfolgreiche Umsetzung des aufklärerischen Ziels, die vernünftige Gestaltung und Regelung aller menschlichen Lebensbereiche hervorgebracht. Unter diesen Bedingungen ist Bildung zur Ideologie geworden.

Weder bergen Erkenntnisgewinne und Wissensfortschritte als solche schon moralische Qualitäten in sich – sie geben keine Auskunft über das richtige Leben in der Welt oder andere philosophische Dimensionen „der“ Wahrheit – noch besitzen umgekehrt Normen und Werte irgendeine Art von Objektivität, das heißt es ist nicht möglich, sie mit wissenschaftlichen Argumenten zu begründen. Webers Polemik weist auf den Kern seines Wissenschaftsverständnisses hin:

„Wer – außer einigen großen Kindern, wie sie sich gerade in den Naturwissenschaften finden – glaubt heute noch, daß Erkenntnis der Astronomie, oder der Biologie oder der Physik oder Chemie uns etwa über den Sinn der Welt, ja auch nur etwas darüber lehren könnten: auf welchem Weg man einen solchen Sinn – wenn es ihn gibt – auf die Spur kommen könnte?“ (Weber 1995: 24)

¹² Zur Dynamik dieser Konkurrenz siehe Radkau (1989) und Harwood (1993).

Die Beschränkung auf Zweckrationalität ist notwendig in einer Wissenschaft, in der Innovation zum Maßstab der empirischen Forschung geworden ist und die Leistungen von Theorie funktional bestimmt werden. Wertfreiheit, die Trennung von Mittel und Zweck, bezeichnet zunächst einen Verlust, nämlich die Einsicht in die „Unmöglichkeit ‚wissenschaftlicher‘ Vertretung von praktischen Stellungnahmen – außer im Falle der Erörterung der Mittel für einen als fest gegebenen Zweck“ (Weber 1995: 32).

Wenn Weber die Frage stellt, „(h)at der ‚Fortschritt‘ als solcher einen erkennbaren, über das Technische hinausreichenden Sinn (...)“, so nur, um sie so gleich zu verneinen: „Die Tatsache, daß es diese Antwort nicht gibt, ist schlechthin unbestreitbar.“ (Weber 1995: 25) Aber mit der gleichen Entscheidung wie gegen einen naiven Szientismus wendet er sich gegen die wachsende Bandbreite an Weltanschauungen, die den künstlichen Abstraktionen der Wissenschaft das „Leben“ entgegenstellen wollen und kennzeichnen sie als eine „moderne intellektualistische Romantik des Irrationalen“. Webers Polemik richtet sich gegen den Kult um die „Götzen“ von „Persönlichkeit“ und „Erleben“:

„Beide sind eng verbunden: die Vorstellung herrscht, das letztere mache die erstere aus und gehöre zu ihr. Man quält sich ab zu ‚erleben‘ – denn das gehört ja zur standesgemäßen Lebensführung einer Persönlichkeit –, und gelingt es nicht, dann muß man wenigstens so tun, als habe man diese Gnadengabe.“ (Weber 1995: 15)

Ganz bewußt enttäuscht er die in der Jugend (und Jugendbewegung) verbreitete Hoffnungen auf eine „Erlösung vom Intellektualismus der Wissenschaft, um zur eigenen Natur und damit zur Natur überhaupt zurückzukommen“ (Weber 1995: 23). Seine Worte werden besonders scharf, wenn es um diejenigen geht, die es eigentlich besser wissen sollten: „(D)er Irrtum ist der, daß sie (ein Teil der Jugend, der Studenten, vor denen Weber spricht) in dem Professor etwas anderes suchen, als ihnen dort gegenübersteht, – einen *Führer* und nicht: einen *Lehrer*. Aber nur als *Lehrer* sind wir auf das Katheter gestellt“ (Weber 1995: 35), denn „es ist doch etwas allzu bequem, seinen Bekennermut da zu zeigen, wo die Anwesenden und vielleicht Andersdenkenden zum Schweigen verurteilt sind“ (Weber 1995: 38).¹³

¹³ Im Hinblick auf religiöse Fragen stellt Weber fest, „daß manche moderne intellektuelle das Bedürfnis haben, sich in ihrer Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen auszubilden, und sich dabei dann noch daran erinnern, daß dazu auch die Religion gehört hat, die sie nun einmal nicht haben, für die sie aber eine Art von spielerisch mit Heiligenbildchen aus aller

Webers Schlußfolgerung lautet knapp: „Politik gehört nicht in den Hörsaal“ (Weber 1995: 28). Statt „Tausende von Professoren als staatlich besoldete oder privilegierte kleine Propheten in ihren Hörsälen“ (Weber 1995: 40) zu berufen, verlangt er vom Berufswissenschaftler politische Abstinenz. Wie es im Titel des Aufsatzes „Wissenschaft als Beruf“ eigentlich schon angekündigt wird, sind es vielmehr Pflicht, Klarheit und Verantwortungsgefühl, die eher unaufrichtigen Qualitäten einer protestantischen Berufsethik, die die Grundhaltung des Wissenschaftlers bestimmen sollten. „(D)innerhalb der Räume des Hörsaals (gilt) nun einmal keine andere Tugend als eben: schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit.“ (Weber 1995: 45) Das Prinzip der Sachlichkeit kennzeichnet einen Funktions- und Strukturwandel der Wissenschaft (vgl. Plessner 1985; Schnädelbach 1983), in dessen Verlauf Nüchternheit und Entzauberung nicht nur für das Verhalten des einzelnen und nicht nur als normative Orientierung verbindlich werden. Die Reduktion der Vernunft auf bloße Faktizität ohne normative Kraft, die aus dem Auseinandertreten von Philosophie und Wissenschaft resultiert, impliziert vor allem auch wissenschaftstheoretisch noch eine weitreichende Konsequenz. Denn die Kehrseite einer wertfreien Objektivität besteht in einem Pluralismus, oder wie Weber es auch nennt, „Polytheismus“ der Werte sowie, wenn es um ernsthafte Alternativen geht, der Kulturen, die sie hervorbringen.

In seinen Überlegungen zur Wissenschaft, zur Art und Bedeutung des von ihr produzierten Wissens, verteidigt Weber einen gewissermaßen aufs Technische und Formale verkleinerten Universalismus gegen die angebliche Authentizität übersteigter Wahrheitsansprüche. Die entschiedene Kompromißlosigkeit seiner Polemik wird gut nachvollziehbar, wenn wir uns den anderen Text näher ansehen. Zwar wird Spengler bei Weber nicht direkt genannt, wie auch kein anderer Autor, doch es ist Spenglers Buch, das jenes Gedankengut zum Ausdruck bringt, das damals bei Webers Zuhörern populär war und gegen das er seine Argumente ausrichtet.

Herren Länder möblierter Hauskapelle als Ersatz sich aufputzen oder ein Surrogat schaffen, in allerhand Arten des Erlebens, denen sie die Würde mystischen Heiligenbesitzes zuschreiben, und mit dem sie – auf dem Büchermarkt hausieren gehen. Das ist einfach: Schwindel oder Selbstbetrug.“ (Weber 1995: 43)

Unendlich unterschiedlich: Spengler zu Kultur und Technik

Spengler präsentiert uns einen Geschichtsentwurf, in dem er das Entstehen und Vergehen von Kulturen mit dem Leben und Sterben von Organismen identifiziert.

„Es gibt aufblühende und alternde Kulturen, Völker, Sprachen, Wahrheiten, Götter, Landschaften, wie es junge und alte Eichen und Pinien, Blüten, Zweige und Blätter gibt, aber es gibt keine alternde ‚Menschheit‘. Jede Kultur hat ihre neuen Möglichkeiten des Ausdrucks, die erscheinen, reifen, verwelken, und nie wiederkehren.“ Die „lebendige Natur Goethes“ gilt ihm als Vorbild, wenn er „in der Weltgeschichte das Bild einer ewigen Gestaltung und Umgestaltung, eines wunderbaren Werdens und Vergehens organischer Formen sieht.“ (Spengler 1980: 28 f.)

Spenglers Text wird der Lebensphilosophie zugeordnet: Das Charakteristische dieser Denkbewegung besteht in der Gegenüberstellung des Lebendigen, des Dynamischen, Prozeßhaften, Organischen, sich in Widersprüchen Behauptenden gegen das Fixierte, Abstrakte, Mechanische oder Tote. Die Differenz wird zum Kriterium der Kultur- und Rationalitätskritik und richtet sich gegen einen geradlinigen, unskeptischen Vernunftoptimismus. „Leben als das den Geist, die Kultur, aber auch das individuelle Bewußtsein immer schon Tragende und umgreifende – das ist die Grundfigur der Lebensphilosophie in ihren verschiedenen Spielarten.“ (Schnädelbach 1983: 176) Daß nur ein Teil des Ganzen als rational, mit Vernunft und in abstrakten Begriffen erfassbar erkannt wird, verleiht den lebensphilosophischen Motiven einen spezifischen Hang zum Irrationalismus. Darüber hinaus ist mit dem Leben als fundamentale Kategorie und Totalitätsbegriff eine Prämisse gegeben, die den Gegensatz von Natur und Kultur tendenziell aufhebt.

„(D)ie Lebensphilosophie ist eine *Summe der Epoche*“, wie Herbert Schnädelbach (1983: 176) zusammenfaßt, und „sie ist eine neue, alles durchdringende Metaphysik, deren Geschichte immer noch andauert“. ¹⁴ In der Tat sind lebensphilosophische Denkmuster aus der Umwelt- und Ökologiebewegung gar nicht wegzudenken (Kluge 1985), wenn auch das „Leben“ als grundlegendes Prinzip systemtheoretisch modernisiert wurde, was sich z.B. so anhört: „Überdies kann der Mensch von der Natur lernen. In ihr gibt es keine Abfälle, sie ist die unbestrittene Meisterin komplexer Systeme, (...) sie kennt eine dynamische Balance zwischen Wettbewerb und Kooperation, zwischen Vielfalt und Gren-

¹⁴ Zum Spektrum sind so verschiedene Autoren wie Freud, Simmel, Schopenhauer, Nietzsche, Husserl, Scheler und in mancher Hinsicht auch Weber zu zählen.

zen, zwischen Produktion und Reproduktion.“ (BUND & Misereor 1996: 36) Problematisch ist, daß dabei oft unmerklich und bedenkenlos die Übergänge von wissenschaftlich-technischen in ethische und politische Bereiche vollzogen werden, mit sonderbaren oder manchmal auch etwas erschreckenden Resultaten: „Individuen existieren als lokale Strömungen im universalen Energiefluß“ ¹⁵ (Merchant 1989: 141) heißt es dann oder: „Die hier angestrebte Befreiung der Tiere kann in einer historischen Kontinuität mit dem Fortgang der bürgerlichen Emanzipation von weißen Männern auf Juden, Neger, Frauen und Zigeuner gesehen werden“ ¹⁶ (Meyer-Abich 1986: 172). Mit der „Natur“ oder dem „Leben“ ist ein Maßstab gewählt und zur Grundlage einer skeptischen Einschätzung von Wissenschaft, Fortschritt und Objektivität gemacht worden, der ganz absichtsvoll in einer Spannung zu rationaler Begrifflichkeit steht, wobei es allerdings passieren kann, daß der Bezug dazu auch schon mal ganz verloren geht.

Eine Konsequenz lebensphilosophischer Kritik war und ist die Relativierung abendländischer Kulturwerte, auch und gerade der Idee der Vernunft. Bei Spengler wird das auf die Spitze getrieben, er läßt jeden Minimal-Universalismus weit hinter sich. Sein Relativismus bezieht sich auf die Gesamtheit der Kulturen und auf alle Gebiete der Kulturschöpfungen:

„Es gibt viele im tiefsten Wesen völlig voneinander verschiedene Plastiken, Malereien, Mathematiken, Physiken, jede von begrenzter Lebensdauer, jede in sich selbst geschlossen, wie jede Pflanzenart ihre eigenen Blüten und Früchte, ihren eigenen Typus von Wachstum und Niedergang hat.“ (Spengler 1980: 29)

Doch, warum nicht? Man könnte das als eine altmodische Form von „Multikulti“ lesen, oder wie Ernst Bloch Spengler als Antiquar inmitten seiner Kulturgärten bzw. im Herbarium seiner museal aufgespießten Geschichtsfiguren betrachten. Andererseits klingen Feststellungen wie die folgenden sogar nach ganz moderner Wissenschaftstheorie: „Die Physik, als Wissenschaft ist ein ungeheures System von Kennzeichen in Gestalt von Namen und Zahlen, das es gestattet, mit der Natur wie mit einer Maschine zu arbeiten“ (Spengler 1980: 483); oder: „Jede Tatsache, selbst die einfachste, enthält bereits eine Theorie“

¹⁵ Das glaubt Carolyn Merchant (1989), aus der Ungleichgewichtsthermodynamik ableiten zu können.

¹⁶ So z.B. Meyer-Abich (1986), zur Auseinandersetzung mit der ökologischen Ethik aus der Sicht feministischer Moraldiskussion siehe Scheich 1992.

(Spengler 1980: 485). Wahrheit, auch die der Naturerkenntnis, entzieht sich einer absoluten Bestimmung, weil sich letztlich alles in Beschreibung und Zeichen auflöst, was über das Funktionieren hinausgeht, wenn überhaupt dies noch gilt.

Die Rezeption der Spenglerschen Texte läßt es meist damit bewenden, seine Ansichten in einem Zuge als anti-demokratisch, anti-rational, anti-kausal und deshalb auch technik-, wissenschafts- und fortschrittsfeindlich zu bezeichnen. Sicher bieten die Grundfiguren der Lebensphilosophie Anknüpfungspunkte für einen Weltanschauungs-Irrationalismus und eine biologische Kulturtheorie, in der die Relativierung der (abendländischen) Vernunft mit Rassismus und völkischem Gedankengut verschmolzen wird. Und das ist es, wofür Spenglers Buch zweifellos wie kein anderes steht. Es dabei zu belassen, ist dennoch ungenügend, denn zum einen handelt es sich um simplifizierende Verallgemeinerungen, wenn Relativismus umstandslos mit Antirationalismus gleichgesetzt zu Rassismus führen soll und von vornherein unterstellt wird, daß Natur und Geschichte sich nur als Biologismus zusammendenken lassen. Zum anderen bildet die Aktualität lebensphilosophischer Argumentationsfiguren in der ökologisch-orientierten Wissenschafts- und Fortschrittskritik, die sich mit den ungeradlinigen und reflexiven Problemstrukturen einer „Risikogesellschaft“ (Beck) herumschlägt, einen Anlaß, sich doch noch einmal mit Spenglers Text selbst zu beschäftigen, der in seiner Extremität beispielhaft diese Fragen aufwirft: Unter welchen Bedingungen führt eine Bestimmung der Grenzen von Rationalität zur Mystifizierung und zum Wertvorrang des Irrationalen? Wie wird in diesem Übergang soziale Ungleichheit und Unterdrückung legitimiert? Und welche Rolle spielen dabei Wissenschaft, Objektivität und der technische Fortschritt? In einer Bewegung der Darstellung und Analyse von der Kontrastierung der beiden historischen Texte, der Gegenüberstellung zu Webers Positionen zum gemeinsamen Horizont ihrer Vorstellungen soll etwas von den unbezweifelten Voraussetzungen erkennbar werden, die zu unhinterfragten Denkmustern und festgefahrenen Gedankengängen geführt haben.

Jegliche Zweifel am radikal-reaktionären Konservatismus Spenglers sind schnell beseitigt, wenn man das Buch mittendrin, im Abschnitt „Mann und Weib“ aufgeschlägt. Denn dort quillt es einem gleich entgegen:

„Ein unergründliches Geheimnis der kosmischen Flutungen, die wir Leben nennen, ist ihre Sonderung in zwei Geschlechter. (...) Das Weibliche steht dem Kosmischen näher. Es ist der Erde tiefer verbunden und unmittelbar einbezogen in die Kreisläufe der Natur. Das Männliche ist freier, tierhafter, beweglicher, auch im Empfinden und Verstehen, wacher und gespannter. Der Mann erlebt das Schicksal und begreift die Kausalität, die Logik des Gewordenen nach Ursache und Wirkung. Das Weib aber ist Schicksal, ist Zeit, ist die organische Logik des Werdens selbst. Eben deshalb bleibt ihm das Kausalprinzip ewig fremd.“ (Spengler 1980: 961)

Wenig später wird zusammengefaßt: „Der Mann macht Geschichte, das Weib ist Geschichte“ (Spengler 1980: 962).

Im „kosmische(n) Dahinströmen an sich“ geht die Bestimmung der Frau auf und zwar vollständig, denn von der Erfüllung ihrer biologischen Gattungsaufgabe hängt die Substanz für „die kulturlose Geschichte der Folge von Generationen“ (Spengler 1980: 962) ab. Dabei ist nicht so sehr an biedermeierlich-sanfte Mütterlichkeit gedacht:

„Der Kampf zwischen Mann und Mann geschieht stets um des Blutes, um des Weibes willen. Das Weib als Zeit ist das, wofür es Staatengeschichte gibt. Das Weib von Rasse fühlt das, auch wenn sie es nicht weiß. (...) Der politische Ehrgeiz des Weibes von Rasse hat im letzten Grunde nie ein anderes Ziel.“ (Spengler 1980: 963 f.)

Hier ist kein Gedanke an Gleichberechtigung, Modernisierung und Rationalisierung im Zusammenhang mit der „Geschlechterfrage“ zu finden, ebensowenig hat das alles mit konkreten Männern und Frauen zu tun. Als pure phantasmagorische Gestalten sind Männlichkeit und Weiblichkeit vielmehr abstrakt-systematische Platzanweiser in der dichotomischen Struktur, die den Text durchzieht: „Geschichte besitzt demnach einen heiligen Doppelsinn. Sie ist kosmisch oder politisch.“ (Spengler 1980: 964) Allein für sich genommen stellen die hier präsentierten Weiblichkeitsmagos der Jahrhundertwende nichts besonderes dar¹⁷, doch wird der weiblich-biologische Urgrund von Geschichte hier in den sukzessiven Übergang von einem Kulturvergleich zu einer Hierarchie der Kulturen eingeordnet, der sich im Spenglerschen Text vollzieht. Denn die Vorrechtsansprüche des Abendlandes gegenüber z.B. der „apollinischen“, d.h. antiken, oder „magischen“, gemeint sind die arabische und jüdische, wie auch der, laut Spenglers Diagnose, „embryonalen“ russischen Kultur artikulieren sich immer deutlicher und nehmen überhand mit dem außerordentlichen Nachdruck, mit dem Kampf und Macht ins Zentrum aller Geschichte gerückt werden. Die Glorifizierung von Aggressivität sowie die unmißverständliche Billigung gewaltförmiger und kriegerischer Übergriffe als Mittel wie als Ziel-

¹⁷ Daß die Vorstellungen eines Weininger oder Möbius von modernistischen und aufgeklärten Strömungen gar nicht so grundverschieden waren, zeigt etwa die Arbeit von Nike Wagner (1987).

chen von Dominanz verstärken die Schräglage im Laufe der tausend Seiten immer mehr, so daß am Ende sogar sämtliche weibliche Komplementärtugenden, die üblicherweise zur Ergänzung des männlich-bürgerlichen Ich bereitzustehen haben, wegfallen und vom Subjekt der Geschichte nur noch ein „Raubtier“ übrig bleibt, wie die späteren Aufsätze von Spengler zeigen.¹⁸

In der Einleitung wird die Grundidee des morphologischen Weltentwurfs als ein allgemeines Schema, nach dem alle Kulturen verlaufen, vorgestellt. Und es werden als dessen organisierende Achsen Kausalität und Schicksal, Raum und Zeit, Begriff und Bild, Verstand und Seele bestimmt, die in der Folge unendlich variiert, vervielfacht und durch immer neue Begriffspaare aufgestockt werden. Trotzdem erscheint das Universum überschaubar, weil in eindeutigen Gegensätzen strukturiert, oder wie Herbert Schnädelbach Spenglers Botschaft charakterisiert: „Die Welt ist komplex, die Wahrheit ist ganz einfach.“ (Schnädelbach 1983: 186) Die Hauptfigur ist der abendländische bzw. der „faustische“ Mensch, während die Existenz aller anderen¹⁹ sich zunehmend darauf reduziert, die Überlegenheit dieses besonderen Mannwesens historisch hervorzuheben. Tragischerweise ist er dem Untergang geweiht, worüber wir gleich zu Anfang informiert werden und nun den Titel richtig verstehen können: Nach dem Vorbild Roms diagnostiziert Spengler für seine Zeit eine Periode des „Cäsarismus“ und des glanzvoll-schrecklichen Niedergangs – dies aber nicht sofort, zunächst beginnt der Untergang des Abendlandes mit einer Phase der Eroberung. Noch heißt es, ganz allgemein und kulturvergleichend, daß jede Kultur sich zwangsläufig durch verschiedene Stadien hindurch von ihren ländlich-natürlichen Wurzeln entferne, ihre Blütezeit durchlebe bis die Zeichen der Zivilisation sichtbar werden und sie in der Dekadenz ihrer Metropolen sowie einem expansiven Imperialismus vergehe. „(D)a der Sommer der Kultur vorüber, war sinnlos zu malen, zu musizieren oder zu dichten. Keine ‚Zeit‘ mehr im Abendland mehr zu Traum“ (Bloch 1979: 318), vielmehr sind heroische

¹⁸ Daß in einem Wettbewerb während des NS-Regimes keine Frau gefunden werden konnte, die das Ideal der nordischen Kämpferin ohne Einschränkung repräsentierte, paßt hier ins Bild, vgl. Proctor 1988.

¹⁹ Die beiden anderen Kulturkreise, die bei Spengler am häufigsten vorkommen, charakterisiert er einerseits als die apollinische Seele der Antike, assoziiert mit Statue, Gegenwart, Körper, andererseits als das Magische des Arabischen und Jüdischen, dessen Ausdruck in der Höhle, in der Verschmelzung, im „Wir“ besteht; die russische Seele ist irgendwie ähnlich und außerdem, das können wir uns nun selbst dazu denken, sind hier allerlei Weiblichkeitsattribute eingestreut.

Qualitäten gefragt; im Zeitalter des Kriegers und des „Tatmenschen“ ist Kampf keine Wahl sondern Schicksal.

„Die Untergangstheorie sollte durch kein Allotria im Unterricht, durch keine phantastische Berufswahl gestört werden; das verlangten Spenglers Lehrplan und das chronologische Schicksal. Im Pauschal erhielten alle künftigen Tatlente, jahrhundertlang, ohne Ansehen der Person, Kontor und Polytechnikum auf den Leib geschrieben. Wobei der Soldat nicht fehlt, der Sieger über ‚Geld und Geist‘; doch eben: auch er ist nicht aus dem frisch-fröhlichen Krieg, nicht mehr stiergläubiger Dämon, sondern Techniker, ein Cäsar der Maschinen-schlacht.“ (Bloch 1979: 318f.)

Mit der letzten Bemerkung macht Bloch darauf aufmerksam, an welcher Stelle das Besondere des „Faustischen“ ins Spiel kommt. Hatte Spengler als Ursymbol der faustischen Kultur den unendlichen Raum ausersehen, so hatte er dessen Lebensprinzip im Kampf und im Willen zur Macht, in der Eroberung des (Welt-)Raums, im Streben ins Unendliche identifiziert: „Alles Faustische will Alleinherrschaft.“ (Spengler 1980:439) Mit dieser Festlegung erreichte er eine Verdopplung der schicksalhaften Bestimmung zu imperialistischer Herrschaft. Und trotz aller unterdessen in der Langatmigkeit aufgetretener Wirrnisse wird klar, daß der Zugschnitt der vielfachen Begriffspaare und Gegensatzkonstruktionen auf dieses Ziel hin angelegt ist. Einmal erkannt, läßt sich der Ausdruck der faustischen Seele ohne große Mühe überall ausmachen: in der Mathematik ist es die Infinitesimalrechnung, in der Malerei die Perspektive²⁰, in der Musik der Kontrapunkt, in der Architektur sind es die gotischen Dome und der „point de vue“ der Rokokogärten usw. In der Naturwissenschaft stellt der Begriff der Kraft und vor allem des Kraftfeldes das „Faustische“ dar, und in der Technik drückt sich sowieso „der Wille zur Macht über die Natur“ aus. Ganz und gar nicht beiläufig werden Wissenschaft und Technik für die We-sensbestimmung des „Faustischen“, das in Herrschaft und Eroberung besteht, herangezogen. Schon der Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß die Kapitel zu Wissenschaft und Technik prominent platziert sind: Die Mathematik wird gleich im 1. Kapitel behandelt, Naturerkenntnis bildet im 6. Kapitel den Übergang vom ersten zum zweiten Band, der Technik ist das Schlußkapitel gewidmet.

„Faustische“ Naturerkenntnis, so Spengler, ist „Barockphysik“, also klassische Physik, insbesondere die klassische Mechanik, deren Begriffe von Kraft und Masse, wie sie in den Bewegungsgesetzen formuliert werden, für über zwei

²⁰ Z.B. so: „das Braun dieser Gemälde öffnet den Blick in eine reine formvolle Unendlichkeit“.

Jahrhunderte das Paradigma wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt darstellte. „Das Dogma von der Kraft ist das einzige Thema der faustischen Physik“ (Spengler 1980: 534), „mythisch“, „eingeborne(r) Urbegriff“ und als solcher undefinierbar²¹. Im großen Bogen, von der einheitlichen Beschreibung irdischer und Planetenbewegungen in den Gravitationsfeldern der Massekörper bis hin zur Lichtgeschwindigkeit, mit der sich die Strahlungsenergie elektromagnetischer Wellen ausbreitet, wird alles zum Zeichen einer „Dynamik des unbegrenzten Raumes, eine(r) Physik der Ferne“ erklärt. In der abstrakten Formel $y = f(x)$ sei die „Urgestalt“ der faustischen Ordnung repräsentiert. Zwar wird die Erkenntnis von kausalen und berechenbaren Zusammenhängen als das Gegenteil der schicksalhaften, prophetischen Schau betrachtet, aber in der Kausalität soll sich zugleich das spezielle abendländische Schicksal selbstverwirklichen (Spengler 1980: 485) – auch das nicht irgendwie, sondern ganz folgerichtig handelt es sich dabei um eine „dynamisch-imperativistische Kausalität“. ²² Weiterhin wird der Tatsache, daß es sich um experimentelle Wissenschaft handelt, Beachtung geschenkt: „Die eigentliche Tendenz aller abendländischen Mechanik, geht auf eine geistige Besitzergreifung (der Natur) durch Messung“ zurück, wie es einer „diktatorischen, arbeitenden, die Erde umgestaltenden Naturwissenschaft“ (Spengler 1980: 553) angemessen sei. Doch, wir ahnen es jetzt schon, mit dieser „Physik der Tat“ geht es zu Ende:

„Daher erheben sich plötzlich vernichtende Zweifel an Dingen, die noch gestern das unbestrittene Fundament der physikalischen Theorie bildeten, am Sinne des Energieprinzips, am Begriff der Masse, des Raumes, der absoluten Zeit, des kausalen Naturgesetzes überhaupt. Das sind nicht mehr jene schöpferischen Zweifel des frühen Barock.“ (Spengler 1980: 539)

Es mehrten sich die Zeichen der Selbstzerstörung und des Niedergangs:

„Dahin gehört vor allem auch die bizarre Hypothese des Atomzerfalls, welche die radioaktiven Erscheinungen deutet – nach welcher Uran-Atome, die Jahrmillionen hindurch trotz äußerer Einwirkungen ihr Wesen unverändert bewahrt haben, plötzlich und ohne nachweisbaren Anlaß explodieren und ihre kleinsten Teile mit einer Geschwindigkeit, die Tausende von Kilometern in der Sekunde beträgt, im Weltraum verbreiten. Dies Schicksal trifft unter einer Menge radioaktiver Atome immer nur einzelne, während die benachbarten

²¹ Undefinierbar. „Und es ist ein erstaunliches Zeichen für die geheime Macht der Urbegriffe, daß H. Hertz, der einzige Jude unter den großen Physikern der jüngsten Vergangenheit, auch der einzige war, der den Versuch machte, das Dilemma der Mechanik durch Ausschaltung des Kraftbegriffs zu lösen.“ (Spengler 1980: 534)

²² „Die Kraft ist im mechanischen Naturbilde des abendländischen Menschen, was der Wille in seinem Seelenbilde und die unendliche Gottheit in seinem Weltbilde ist.“ (Spengler 1980: 501)

davon ganz unberührt bleiben. (...) Mit diesen Vorstellungen kehrt die mythische Gestaltungskraft der faustischen Seele zum Ausgang zurück“ (Spengler 1980: 546)

Das soll heißen: „Man verzichtet auf Beweise; man will glauben, nicht zergliedern. Die kritische Forschung hört auf, ein geistiges Ideal zu sein. Der Einzelne leistet Verzicht, indem er die Bücher weglegt.“ Bedauerlich. „Aber zweihundert Jahre Orgien der Wissenschaftlichkeit – dann hat man es satt. Nicht der Einzelne, die Seele der Kultur hat es satt.“ (Spengler 1980: 549)

Nun, da mit den Komplexiertheiten und Unanschaulichkeiten der modernen Physik der feste Boden von Objektivität, nämlich der absolute Bezugsrahmen für die mathematisch-theoretischen Abbildung experimenteller Beobachtung, in der Physik selbst nachhaltig erschüttert wurde²³, ist für Spengler „der große Stil des Vorstellens zu Ende“ und „(n)ur die äußerste Meisterschaft der experimentellen Technik (...) vermag den Verfall der Symbolik zu verdecken“ (Spengler 1980: 542). So ist alles vorbereitet zur Lobeshymne auf die technischen Genies und ihre Errungenschaften, zu der Spengler im letzten Kapitel ansetzt: „der faustische Erfinder ist etwas Einziges. Die Urgewalt seines Wolens, die Leuchtkraft seiner Visionen, die stählerne Energie seines praktischen Nachdenkens müssen jedem, der aus fremden Kulturen herüberblickt, unheimlich und unverständlich sein, aber sie liegt uns allen im Blute.“ Sowohl die

Gotik als auch die Dampfmaschine zeugen von diesem hinaus- und hinaufdrängenden Lebensgefühl, der „unnennbaren Sehnsucht“ des „faustischen“ Menschen, „Raum und Zeit zu überfliegen“ (Spengler 1980: 1189). Es ist dieses Streben nach Raum, Macht, Unendlichkeit, das zu Geschichte befähigt, d.h. zu Geschichte, wie sie Spengler versteht, zum Erkennen des Schicksals, das „die Zeit“ dem Abendland unentrinnbar diktiert.²⁴ Die technischen Momente dieser Untergangszeit sind weder intelligent noch klein, weder Mikrokrochips noch Sonnenkollektoren, sie sind schon gar nicht recyclingfähig. „Faustische“ Technik ist groß und unvergänglich wie die Pyramiden, und genau so soll sie auch sein. Mit Schaudern liest man Spenglers Vorausschau:

²³ „Aber weit über diese Zweifel hinaus greift die Relativitätstheorie, eine Arbeitshypothese von zynischer Rücksichtslosigkeit, in den Kern der Dynamik ein. Auf die Versuche von Michelson gestützt, wonach die Lichtgeschwindigkeit von der Bewegung des durchdrungenen Körpers unabhängig bleibt, von Lorentz und Minkowski mathematisch vorbereitet, enthält sie als ihre eigentliche Tendenz die Zerstörung des Begriffs der absoluten Zeit.“ (Spengler 1980: 541)

²⁴ Eine Zukunft, die etwas Neues bringt, kommt hier nicht vor. Was ist, kommt anscheinend von irgendwoher: „Urforn“, „Ursymbol“, „Urgestalt“ etc., aber nirgends geht es irgendwohin, außer ans Ende.

„Diese Technik aber wird die Spur ihrer Tage hinterlassen, wenn alles andere verschollen und versunken ist. Diese faustische Leidenschaft hat das Bild der Erdoberfläche verändert.“

Zwischenbilanz

Was in Spenglers Einleitungskapitel noch vergleichsweise akzeptabel daherkommt, entwickelt sich im Laufe der umfänglichen Schrift zu einem antidemokratischen und elitär-rassistischen Gemenge, wobei gegen Ende dann auch die Kapitel immer knapper, weil direkter, werden. Wissenschaft und Naturbeherrschung, Kausalität und technischer Fortschritt spielen eine außerordentlich zentrale Rolle in seinem Welt- und Geschichtsentwurf. Doch die Annahme, daß sein rechts-reaktionärer Standpunkt einfach nur rückschrittlich sei und automatisch mit einer ablehnenden Haltung dazu einhergehe, verfälscht die Zusammenhänge, um die es hier geht. Ganz im Gegenteil stimmt Spengler eine wahre Hymne auf die Wunder der Technik und der Wissenschaft an, deren Erfolge er freilich für das „Abendland“ requiriert, indem das besondere des „Faustischen“ entsprechend bestimmt. Wirklich rückwärtsgewandt, statt bloß nostalgisch, ist der Text in einer ganz anderen Hinsicht, nämlich indem er der eigenen Kultur keinerlei Spielräume mehr für ein nicht schon vorbestimmtes Denken und Handeln, keine wie auch immer gestaltbare Zukunft zuerkennt.

Für die Verbindung von lebensphilosophischem Relativismus und reaktionärem Konservatismus ist es nicht in erster Linie entscheidend, daß Spengler in der Natur ein Modell für Geschichte gesehen hat, ebensowenig wie andere Aspekte der Kulturkritik für sich allein genommen die Brücke herstellen. Zudem ist Spenglers Rassebegriff, obwohl hier die Rede von Blut ist, nicht wirklich biologisch, eher archaisch, vor allem aber wird alles „erfüllt“ und „geschaut“, worin die Unterschiede letztendlich bestehen, ist nicht so recht erklärbar und doch ganz und gar festgelegt. Wenn es also schon Biologie sein soll, dann handelt es sich bei Spenglers „Morphologie“ um lupenreinen Präformismus. Weil eben alles „Prinzip“, also die totale, alles durchdringende Differenz der Kulturen ist, wird in der Mythologisierung von Geschichte und Politik Platz geschaffen für eine unverhüllte Aggressivität, die an Eroberung, Naturbeherrschung und Technik gebunden wird. Zusammen mit der Vergangenheitsorientierung, die allein im Krieg noch Glanz und Gloria bewilligt, entwirft Spengler eine Situation absoluter Unvereinbarkeit der Kulturen, in der keine

Verständigung zwischen Fremden, kein Verstehen der Andersartigkeit möglich ist.

Mit der ausufernden Rhetorik wird eine Folie geschaffen, vor der sich Spengler selbst als den Weisen und Seher präsentiert, der aus den Fluten widersprüchlicher Tatsachen die geradlinige Bestimmung und Zukunft der abendländischen Zivilisation prophezeien kann. Seine nicht zu erklärende Botschaft ist, vor allem anderen, zutiefst anti-demokratisch: „Leben ist Politik“, soll heißen Machtpolitik, denn Koexistenz ist nicht vorgesehen. „Kosmopolitisch“, „Literatur“, „Demokratie“ werden bei Spengler als Schimpfwörter verwendet, denn die Spenglersche Logik kennt nur das Entweder-Oder, ergo wird jegliches Bemühen darum, sich verständlich zu machen wie umgekehrt Verständnis zu haben, sei es politisch oder literarisch, verunglimpft. Dies war die Art des Prophetentums, gegen die sich Webers Polemik richtete.

Nicht nur verschieden: Moderne und Gegenmoderne

Eindeutig konträre Standpunkte nehmen Weber und Spengler zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik ein: Während Spengler die abendländische Wissenschaft als faustischen Lebensausdruck und daher als identisch mit einer Politik der Eroberung sieht, hält Weber am Universalismus der Zweckrationalität fest und betont die Notwendigkeit über die Ziele getrennt zu verhandeln. Dennoch läßt sich bei aller Radikalität der Gegenpositionen ein Muster aus gemeinsamen Voraussetzungen und gleichlaufenden Selbstverständlichkeiten bestimmen. Wesentliche Aspekte des Verständnisses von Wissenschaft und Technik (1) im Weberschen Text tragen dazu bei, daß der Fortschritt als Schicksal der Moderne (2) begriffen wird. Ausgehend von diesen beiden Eckpunkten der Weberschen Diagnose zur Wissenschaftsentwicklung und zu den Prozessen gesellschaftlicher Rationalisierung kann der gemeinsame Horizont der beiden Gegenpositionen nachgezeichnet werden, wobei wiederum die Frauen, bzw. die Rolle der Frauen (3) und andere Differenzen (4) in den Blick kommen. Diese übereinstimmenden Bezugspunkte im jeweiligen Denk-Gefüge sollen im folgenden im einzelnen betrachtet werden.

1 Der Erfolg der Naturbeherrschung:

Das Diktum von der „Entzauberung der Welt“ will Weber verstanden wissen als „das Wissen davon oder der Glaube daran, daß es prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte mehr gebe. (...) daß man alle (...) Dinge -

im Prinzip – durch Berechnen beherrschen könne“ (Weber 1995: 19). Das Ideal einer mathematisch-technischen Naturbeherrschung prägt die Vorstellung von wissenschaftlicher Objektivität, reduziert ihren Geltungsbereich auf Fragen der Zweckrationalität und gibt ihr eine spezifische auf Berechnung und Kontrolle eingeeengte Gestalt. Methodisches Denken ist das Maßgebliche des wissenschaftlichen Vorgehens, ansonsten stellt Weber wissenschaftliches Arbeiten neben den Pragmatismus einer Gemüsefrau, die ihren Kohl verkauft. Aufgabe der Wissenschaften sei es, „Kenntnisse über Technik, wie man das Leben, die äußeren Dinge sowohl wie das Handeln der Menschen, durch Berechnung beherrscht“ (Weber 1995: 37) zu entwickeln und zu lehren. Was darüber hinaus noch Erwähnung findet, führt schon auf rutsches Gebiet, denn es handelt sich eigentlich um ethische Ansprüche, mit denen wir das Terrain der Wissenschaftlichkeit verlassen. Webers Forderung nach Klarheit²⁵ mag noch an der Grenze liegen; die Ehrlichkeit des Wissenschaftlers, wenn es um unerwünschte Nebenfolgen und unbequeme Tatsachen geht, wenn nur über kleinere Übel statt großartiger Lösungen zu befinden ist, ist bereits eine der Erkenntnisse der Sachzusammenhänge selbst äußerliche Bedingung.

Der Kontrast zwischen den objektiven Tatsachen der Wissenschaft und Wertorientierungen des Wissenschaftlers verschärft sich außerordentlich angesichts der Feststellung: „Die wissenschaftliche Arbeit ist eingespannt in den Ablauf des Fortschritts“ (Weber 1995: 16) und insbesondere der weiteren Annahme „Prinzipiell geht dieser Fortschritt in das Unendliche“ (Weber 1995: 17). Denn die entzauberte Wissenschaftswelt, nun selber der Objektivität instrumenteller Vernunft und der Logik formal-rationaler Verfahren unterworfen, steht dieser allgemeinen Dynamik im selben Moment mit eigenartiger Hilflosigkeit gegenüber: Die „technischen Vorzüge sind ganz unzweifelhaft“ (Weber 1995: 6), bezogen auf den vorausgesetzten Zweck, der getrennt zu verhandeln ist, aber immerhin ein Thema für Auseinandersetzungen darstellt, anders als die Effizienz und Nützlichkeit von Technik als solche, die abstrakt gegeben und unhinterfragt bleibt. Die indifferente Instrumentalität der Wissenschaft ebenso wie die strikte Neutralität der Technik, die Weber hier zur Grundlage seiner wissenschaftspolitischen Positionen bestimmt, erscheinen in

²⁵ Dem die Klarheit und die Methoden des Denkens unterscheiden den Wissenschaftler von der Gemüsefrau; vielleicht weil der Vergleich dann doch etwas gewagt schien, der recht dreist je den gesellschaftlichen Status außer acht läßt und ganz nebenbei auch die Geschlechtergrenze überspringt (vgl. Weber 1995: 35).

einem besonders krassem Licht, wenn man sich die Situation und Zeitpunkte vergegenwärtigt, an denen er sie vornimmt bzw. bestätigt: 1917, während des 1. Weltkriegs hält Weber diese Rede vor jungen Männern, und 1919, nach dem Ende dieses Krieges, folgt die Veröffentlichung.

Webers unendlich fortschreitender, auf eine technisch-formale Rationalität bezogener Universalismus stellt das glatte Gegenteil zu Spenglers faustischer Seele dar, deren gewaltsames Expansionsstreben sich in technischen Großtaten verwirklicht und dessen Finale bereits seine Zeichen vorausschickt. Dennoch besteht eine zentrale gemeinsame Voraussetzung in der unbestrittenen Gewißheit, daß der technische Fortschritt „funktioniert“, tatsächlich stattfindet und ebenso fraglos ist, was als seine Bedingung angesehen wird, nämlich die Effizienz und der Erfolg wissenschaftlicher Naturbeherrschung. Webers durchaus skeptische Betrachtungen von Wissenschaftsentwicklung und Fortschrittsdynamik bringen keinen Perspektivenwechsel mit sich, so daß die systematische Erzeugung von Nebenfolgen und Fehlern, die immanenten Krisenmomente der Bürokratisierung, Rationalisierung und Technisierung ins Bild kommen könnten. Das Ideal, oder vielleicht besser die Phantasie, einer vollständigen Berechenbarkeit und Kontrolle, zumindest der Möglichkeit nach, liefert die Kritik den Tatsachen aus. „(Der herrschaftliche Anspruch, der ihn gerade der Natur versklavt“ (Horkheimer & Adorno 1981: 39) erfährt keine Korrektur, erscheint sogar obendrein objektiv unkorrigierbar und blockiert auf diese Weise jeden auf Veränderung zielenden Eingriff.

2 Fortschritt als „Schicksal“:

Im Fokus von Webers Analyse, nicht nur in diesem Aufsatz sondern in einem großen Teil seines Werkes, stehen die Prozesse der Vernetzung bürokratischer und technischer Effizienz, die Versachlichung von Herrschaft und die damit einhergehenden normativen Orientierungen am bloßen Funktionieren, während alles andere demgegenüber machtlos, unbedeutend und beliebig wird. „Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf.“ (Weber 1995: 34) Indem sich die Mittel gegenüber den Zwecken verselbständigen, entsteht – so Webers berühmte Worte – ein „stahlhartes Gehäuse“ der „Hörigkeit“, eine moderne, weil rationale und deshalb universale Abhängigkeit. Im selbstzweckhaften Funktionieren der gigantischen, modernen politischen, ökonomischen und

kulturellen Betriebs-Maschinen, in denen sich die Selbstentmündigung zum „Ordnungsmenschen“ vollzieht, wird Fortschritt zum Schicksal. Der Blick in die Zukunft ist bei Weber längst umgeschlagen in Fortschrittspessimismus; kaum ein Bereich der Gesellschaft vermag sich dem Verhängnis der Rationalisierung zu entziehen:

„Es ist das Schicksal unserer Zeit, mit der ihr eigenen Rationalisierung und Intellektualisierung, vor allem: Entzauberung der Welt, daß gerade die letzten und subtilsten Werte zurückgetreten sind aus der Öffentlichkeit, entweder in das hinterweltliche Reich mystischen Lebens oder in die Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen der Einzelnen zueinander.“ (Weber 1995: 44)

Die Notwendigkeit, mit der sich, Weber zufolge, die Reduktion der Vernunft auf Zweckrationalität vollzieht und ein Fortschritt ohne Sinn erzeugt, ist die „unentrinnbare Gegebenheit unserer historischen Situation“ (Weber 1995: 40). Wenn sich diese Einsicht in eine sinnlos gewordene Fortschrittlichkeit nicht mit bloßer Schicksalsergebenheit begnügt und in der Erforschung der gesellschaftlichen Ursachen dieser Dynamik, die sich daraus ergebenden moralischen und politischen, religiösen und weltanschaulichen Leerstellen sichtbar zu machen und die Auseinandersetzung darüber zu führen sucht²⁶, so liegt darin das Gegenstück der Weberschen Auffassungen zu Spenglers imperialistischer Vision des „Tatmenschen“, der sein Schicksal erfüllt, durchaus nicht in Ablehnung des Fortschritts, eher in einer gegenmodernen Umlenkung zu einer Bestimmung durch die Vergangenheit. Aber bei Weber wie bei Spengler ist der Ausgangspunkt derselbe, nämlich daß die Entwicklung von Technik und Wissenschaft einer Eigendynamik, die dem menschlichen bzw. gesellschaftlichen Zugriff entzogen ist, unterliegt. Unaufgelöste Prozesse der Entfremdung und Verdinglichung bilden die Grundlage für die beiden gegensätzlichen Formen, entweder als gegenmoderne Re-Mythologisierung oder als moderne Entzauberung, mit denen auf die Versachlichung menschlicher Beziehungen im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung reagiert wird.

3 Die Andersartigkeit der Frauen:

Heutzutage läßt uns eine Formulierung wie „die Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen der Einzelnen zueinander“ – wir hatten es gerade schon – im-

26 „Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen Alltag gewachsen zu sein. Alles Jagen nach dem ‚Erlebnis‘ stammt aus dieser Schwäche. Denn Schäche ist es: dem Schicksal der Zeit nicht in sein ernstes Anflitz blicken zu können.“ (Weber 1995: 34)

merhin manchmal aufmerken. Und auch die Bemerkung „(w)er dies Schicksal der Zeit nicht männlich ertragen kann“ (Weber 1995: 44) teilt uns mit, an wen Weber seine Überlegungen zur Moderne und zur Wissenschaft adressiert und an wen nicht. Beide Hinweise erinnern uns daran, daß hier kein Platz für Frauen ist, denn weder befinden sie sich unter seinen Zuhörern, noch ist von ihnen die Rede, wenn Weber vom Wissenschaftler „innere Hingabe an die Sache und nur an sie“ (Weber 1995: 16) erwartet. Damit sind nicht die Wissenschaftlerinnen gemeint, die sich gerade den Zugang zu den Universitäten eroberten, obwohl gerade sie diesem Ideal nahekommen, wenn sie sich für Gebiete interessierten, in denen für Frauen keine Karrieren vorgesehen waren.

In einer zum bürokratischen Großbetrieb gewordenen Wissenschaftsorganisation ist die wissenschaftliche Tätigkeit zu einem Beruf geworden, der sich durch eine strenge Spezialisierung auszeichnet: „endgültige und tüchtige Leistung ist heute stets: eine spezialistische Leistung“ (Weber 1995: 12). Mit der Professionalisierung sind die Ideen genialer Dilettanten für einen wissenschaftlichen Erfolg nicht mehr ausreichend, entscheidend wird die Kenntnis der fachspezifischen Arbeitsmethoden: „Nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich normalerweise der Einfall vor.“ (Weber 1995: 13) Aber nur wenige Sätze später fährt Weber fort: „die Arbeit kann den Einfall nicht ersetzen oder erzwingen, so wenig wie die Leidenschaft es tut“. Zwar ist der „wissenschaftliche Arbeiter“ ein „Fachmann“, trotzdem ist unverzichtbar, „was man das ‚Erlebnis‘ der Wissenschaft nennen kann (...) diesen seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft“ (Weber 1995: 12). Beide Momente der Subjektivität moderner Wissenschaftlichkeit, wie sie hier festgehalten werden, schließen an Webers soziologische Analyse der allgemeinen Fortschritts- und Rationalisierungsdynamik an. Hier zeigt sich auch die außerordentliche Wirksamkeit, die er in diesem Kontext dem Geist des asketischen Protestantismus und der mit ihm entstandenen Berufsethik zuschreibt.

In einer systematischen Betrachtung, welche Rolle dem Geschlechterverhältnis in Webers Theorie zukommt, wird die Negation erkennbar, mit der die „rationale Lebensführung auf der Grundlage der Berufsidee“ (Weber nach Mülder-Bach 1987: 121) zur Grundlage eines männlichen Entwurfs der Moderne gemacht wird. In hohem Maße ist wissenschaftliche Arbeit davon geprägt: „Wissenschaft als Beruf“ setzt das Funktionieren von Arbeitsteilung voraus und zwar nicht nur die Ausdifferenzierung der Fachgebiete. Lebensbedingungen, unter denen man sich auf längere Zeit in Forschungsaufgaben versenken kann,

waren nicht zuletzt durch eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gewährleistet, in der insbesondere die nicht rationalisierte und nicht berufsmäßig organisierte Reproduktionsarbeit vom männlichen Wissenschaftler ferngehalten wurde. Die familiäre Arbeit von Frauen in der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit ist Bedingung und Ergänzung der rastlosen Berufsarbeit, wie sie die protestantische Ethik vorsieht, und auch des Wissenschaftler-Ideals, wie es Weber konzipiert: „Persönlichkeit‘ auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der *rein der Sache dient*“ (Weber 1995: 15), eine Grundhaltung, die von Tugenden wie „Pflicht, Klarheit, Verantwortungsgefühl“ (Weber 1995: 39), im Hinblick auf die Lehrtätigkeit übrigens, etwas abgemildert wird.

Unter dem Blickwinkel der Frauengeschichte erscheint die asketisch-rationalistische Durchdringung des Alltags als eine Serie von Abspaltungen und Zuordnungen moralischer Werte bzw. der spezifischen Verhaltensanforderungen, durch die jene verkörpert und belebt werden. Das asketische Ideal der Lebensführung, entstanden aus religiösen Überzeugungen, verlangte und schuf ein strenges Reglement der Selbstdisziplin, Webers „stahlhartes Gehäuse“, das aber nur die bürgerliche Männlichkeit eindeutig zu repräsentieren vermag. Aus dem weiblichen Lebens- und Arbeitsbereich ist unter diesen Bedingungen eine eigentümliche Zwiespältigkeit nicht zu verbannen. Denn einerseits sind die geforderte Affektkontrolle, Triebunterdrückung, Eindämmung von Spontaneität die Resultate einer Erziehungsarbeit, die zu einem wesentlichen Teil von Frauen durchgesetzt und geleistet wird, andererseits ist die Versorgungsarbeit im häuslich-privaten Bereich undenkbar ohne menschliche Nähe, daher auch nicht ohne Aspekte von Sinnlichkeit und Emotionalität, selbst wenn diese nur bruchstückhaft, kärglich oder verzerrt vorhanden sind. Eine Abwertung „spezifisch femininer Emotionalität“, die Weber in den „hysterisch bedingten Seiten der Religiosität“ wiedererkannte (nach Müllder-Bach 1987: 120), findet in jedem Fall statt: „Die Tätigkeiten der Frauen büßten damit ein, was immer ihnen an Eigenwert und Eigenständigkeit zugekommen sein mochte. Sie wurden zu Funktionen im Dienst der Erfüllung der männlich-asketischen Arbeitsmaxime.“ (Müllder-Bach 1987: 121)

Mit der Säkularisierung vollzieht sich zugleich die Verkehrung der Grundsätze protestantischer Berufsethik und asketischer Lebensführung in einen Selbstzweck. In der rational und arbeitsteilig geregelten, fachspezialistisch und hierarchisch geordneten Welt der Maschinen und Apparate nimmt die Macht der Dinge über den Menschen im selben Maß zu, wie die sozialen Beziehungen

selbst nach den Maßgaben der Zweckrationalität geformt werden. Als Unterbrechung dieser Dynamik betrachtet Weber nur die Ausnahmesituationen „unmittelbarer Beziehungen“, die aber ohne die Frauen, ihre besonderen historischen Erfahrungen und die speziellen Qualitäten, die ihnen zugeschrieben werden, zu thematisieren, einseitig abstrakt bleiben. Oder es handelt sich um Ausnahmepersonen, etwa charismatische Führerpersönlichkeiten, in denen eine mit dem Kampf um persönliche Macht und mit Machtausübung identifizierte Individualität zu einer Variante heroischer Männlichkeit ausgestaltet wird. Obwohl wir es hier im Vergleich zu Spengler nicht mit derart krassen Geschlechterstereotypen zu tun haben, sondern mit blinden Flecken, denn von den Frauen oder von irgendwelchen Besonderheiten, die sie betreffen, ist, wenn überhaupt, nur an zweit- oder dritrangiger Stelle die Rede. Charakteristisch für Webers Texte ist eher die Ausklammerung des Geschlechterverhältnisses mit der Konsequenz, daß der Gegenstand sich verengt auf eine rein männliche Tragödie der Kultur und wie Inka Müllder-Bach ihre Überlegungen zusammenfaßt: „Das Weibliche ist in Webers Theorie der Moderne ortlos“ (Müllder-Bach 1987: 125). Diese Konsequenz, die Enthistorisierung der Frauen und ihrer gesellschaftlichen Praxis ist allerdings den Texten von Weber und Spengler gemeinsam.

4 Unterschiede sind undiskutabel:

„Daß Wissenschaft heute ein fachlich betriebener ‚Beruf‘ ist im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter spendende Gnadengabe von Sehern, Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den Sinn der Welt – das freilich ist eine unentrichtbare Gegebenheit unserer historischen Situation, aus der wir, wenn wir uns selbst treu bleiben, nicht herauskommen können.“ (Weber 1995: 40)

So hatte Weber die Ausgangslage gekennzeichnet, in der er die Wertfreiheit der Wissenschaft einerseits und den Wertpluralismus in der Politik andererseits als notwendige moderne Orientierungen bestimmte. Hier bildete allein die subjektiv freie Persönlichkeit, deren aristokratische Individualität außerhalb des Alltags steht, eine Instanz, die eigene Werte setzt, und damit ein Gegenüber zu dem negativen Begriff von Objektivität, der durch die Reduktion der Vernunft auf fachwissenschaftliche Rationalität geschaffen wurde. Weil Wissenschaft nur darüber Aussagen treffen kann, welche Mittel angemessen sind, um einen vorausgesetzten Zwecks zu erreichen, bleibt ihr diese Grenze gesetzt:

„Wie man es machen will, wissenschaftlich“ zu entscheiden zwischen dem Wert der französischen und der deutschen Kultur, weiß ich nicht. Hier streiten eben auch verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit. (...) Und über diesen Göttern und ihrem Kampf waltet das Schicksal, aber ganz gewiß keine Wissenschaft.“ (Weber 1995: 33)

Wenn sich bei Weber Wissenschaft und Politik zueinander wie Mittel und Zwecke verhalten und strikt auseinander zu halten sind, so deshalb weil die Instrumentalität der Vernunft einen noch verbleibenden Universalismus begründet, der nicht nur eine Einsicht in die allgemeine Abhängigkeit sondern auch ein Bewußtsein, das zur Relativierung der je eigenen Wertewahl und Sinngebungen in der Lage ist, hervorbringt. Dies läßt sich klar lesen als Pendant zu Spenglers alles umfassender Differenz der Kulturen und der kulturenspezifischen Werte, die auch in der Wissenschaft und Technik ihren immer unvergleichbaren Seelenausdruck aufprägen sollen. Wenn aber die Bestimmung von Wissenschaft und Technik als bloßem Mittel dahingehend gewendet wird, daß sich im Polytheismus kultureller Wertsetzungen die Frage, welche Ziele überhaupt verfolgt, nach welchen Werten gehandelt werden soll, einer jeglichen rationalen Verständigung entzieht, so kann man darin umgekehrt ein Spengler und Weber gemeinsames Element erkennen, demzufolge nämlich über kulturelle Differenzen eigentlich doch nicht wirklich geredet werden kann. Im Absolutsetzen der Differenz laufen die Fluchtlinien der gegensätzlichen Auffassungen zu Wissenschaft und Politik zusammen, konvergieren die moderne und die gegenmoderne Perspektive.

Resümee

In der Gegenüberstellung der Positionen von Weber und Spengler wird deutlich, daß Spengler keineswegs ein Fortschritts-, Technik- und Wissenschaftsfeind ist, sondern daß er die Technik- und Wissenschaftsentwicklung sowie gesellschaftliche Modernisierungen, die damit einhergehen, in seine gegenmodernen bzw. reaktionär-modernistischen Anschauungen durchaus erfolgreich, d.h. im Sinne seines elitären Rassismus, zu integrieren weiß. Ebenso wenig kann umgekehrt von Weber als einem eindeutigen Befürworter jenes Intellektualisierungs-, Rationalisierungs- und Modernisierungsprozesses, den er analysiert, gesprochen werden: Sein Rationalismus schließt eine tiefe Technikskepsis und Fortschrittskritik mit ein und ist nur bedingt geeignet, um eine Sonderstellung für das Leitmodell der abendländischen Vernunft daraus abzuleiten.

Zu sehr hat deren moralische Selbstgewißheit schon an Halt verloren, wenn andere als technisch-formale Dimensionen in den Blick kommen.

In dieser Situation erfolgt die Absage an eine ins Biologische reichende Mythologisierung von Geschichte durch das Festhalten an einer Objektivität, deren strikte Neutralität sich aus ihrer Instrumentalität herleitet, und deren Negativität, mit einer ebenso strikten Abgrenzung der Gesellschaft von Natur unterlegt wird. Damit aber fügen sich die Gegenpole in den Einstellungen zur Moderne aneinander und lassen eine Struktur in der Diskussion um Wissenschaft und Technik entstehen, die sich durch die oben beschriebenen Aspekte auszeichnet: die unbezweifelte Rationalität und Effizienz der technisch-wissenschaftlichen Naturbeherrschung, die Unaufhaltsamkeit ihres Fortschritts und der gesellschaftlichen Modernisierung, in der die Geschlechterdifferenz(en) als gesellschaftlich irrelevant, und andere, kulturelle Differenzen als so wenig verhandelbar wie Naturgesetze erscheinen. Mittels dieser Verbindung kann bis heute jeder Versuch einer Relativierung des Fortschritts und der ihn begründenden Rationalität wirksam stillgestellt werden, indem sie die Verschränkungen von Natur und Gesellschaft, die konkreten Erfahrungen von und mit Andersartigkeit sowie die historische und aktuelle Perspektivität wissenschaftstheoretischer und -politischer Standpunkte dem kritischen Blick entzieht. Diese bilden die Anknüpfungspunkte zu den aktuellen Reflexionen über das gesellschaftliche Naturverhältnis, in denen sie, besonders im Hinblick auf politische Konsequenzen seiner Gestaltungen in sozialen Prozessen, in gesellschaftlichen Zusammenhängen und Konflikten, mit Nachdruck in den Vordergrund zu rücken sind.

Ausgehend von einer wechselseitigen Konstitution von Natur und Gesellschaft, deren Verhältnis in den verschiedenen Formen ihrer gesellschaftlichen Bearbeitung, Wahrnehmung und Symbolisierung eine je spezifische Vermittlung erfährt, hat bereits Marcuses Analyse wesentlich auf den Punkt gebracht, „daß etwas mit der Rationalität des Systems selbst nicht stimmen muß“ (Marcuse 1981: 159). Er betrachtet den Prozeß, in dem die meßbaren und berechenbaren Tatsachen der instrumentellen Vernunft hergestellt werden, nämlich die Herauslösung von Werten und sozialen Normen aus der objektiven Realität, als einen Vorgang der Entwirklichung. Mit der Instrumentalisierung und Quantifizierung der Natur wird die Frage nach einer Realität, die mehr ist als ein System von Mitteln, suspendiert und ein technologisches Apriori begründet, das die Rationalität naturwissenschaftlicher Erkenntnis und gesellschaftli-

cher Organisation miteinander in eins setzt. Hier, und nicht erst im Anwendungszusammenhang der Naturwissenschaften, werden technische Beherrschbarkeit und Berechenbarkeit selbst zu einem Wert. Die Objektivierungen zu reiner Form und die Verallgemeinerungen eines zweckfreien Funktionierens sind nicht festgelegt. „(a)ber diese Neutralität ist ein *positives* Merkmal“ (Marcuse 1981: 171). „(D)er Prozeß technologischer Rationalität ist ein politischer Prozeß“ (Marcuse 1981: 182), und zwar, weil gerade die Unmöglichkeit, Rationalität, Vernunft, Wahrheit, Objektivität zu relativieren, „den wissenschaftlichen Entwurf (Methode und Theorie) mit einem spezifischen gesellschaftlichen Entwurf verknüpfen“ (Marcuse 1981: 174). Im Medium der Technik wird Naturbeherrschung mit der Beherrschung des Menschen verbunden, Herrschaft „als Technologie“ (Marcuse 1981: 173) manifestiert sich in den sozialen Beziehungen durch die verschiedenen Formen der Entfremdung und Verdinglichung.

Wenn Marcuse das gesellschaftliche Naturverhältnis der Moderne und dessen besondere Qualität darin bestimmt sieht, daß der Wirklichkeit Dimensionen entzogen werden, daß die Reduktion der Vernunft auf Zweckrationalität die Wertlosigkeit der Tatsachen hervorbringt, so betont er zugleich die Widersprüchlichkeit dieser Dynamik: „Paradoxerweise wird jedoch die objektive Welt von der nur quantifizierbare Qualitäten bestehen bleiben, in ihrer Objektivität mehr und mehr abhängig vom Subjekt“ (Marcuse 1981: 163), nämlich von seinen Bestimmungen und seinen Wertsetzungen. Diese Wendung von Marcuses Überlegungen geht in eine Richtung, zu der inzwischen etliche neue Impulse aus der sozialkonstruktivistischen Wissenschaftsforschung gekommen sind. Die Verselbständigung technischer und wissenschaftlicher Entwicklungen sind hier beschrieben worden als Hybrids (Latour 1995) und Cyborgs (Haraway 1997), bio-techno-soziale Mischwesen, deren Konstruiertheit und Künstlichkeit das Thema der Verschränkung und Vermittlungen von Natur und Gesellschaft wieder neu aufwerfen. Dabei werden sehr grundsätzliche Aspekte einer Wissenschafts-Kultur zutage gefördert, nicht zuletzt die moralischen, technischen und gesellschaftliche Normierungen, die Objektivität begründen und die zur Herstellung von Tatsachen beitragen, wie z.B. der Tatsache „Frau“, die hier besonders von Interesse ist.

Es waren die Beiträge der feministische Wissenschaftsforschung, die das Augenmerk speziell auf die Naturalisierungen gesellschaftlicher Verhältnisse und sozialer Ungleichheit richteten und in ihrer Auswirkung auf Wissen-

schafts(selbst)verständnis untersuchten. Sie arbeiteten den Zusammenhang heraus, der zwischen einem Verständnis von Objektivität, das eine abstrakt-formale Bezugslosigkeit festschreibt, und der hierarchischen Geschlechterdifferenz besteht. Sie stellten weiterhin klar, daß das, was auch und gerade in der Wissenschaft als Geschlechtsneutralität auftritt, zumeist nichts anderes ist als eine Negation der Bedeutung der Kategorie Geschlecht. Zahlreiche Betrachtungsebenen zusammenfassend, will ich hier deren Paradigmafunktion betonen, denn als Modell einer konkreten Differenz durchkreuzt sie ebenso die Totalität der technologischen Vernunft, wie sie gegen eine Rationalität steht, die nur restlose Übereinstimmung als wirkliche Verständigung anerkennt, die kein Lernen über Andersartigkeit und keinen anderen Umgang mit Fremdheit kennt, außer in Feindschaft oder aber mit einer Gerechtigkeit, die als „lauer Kompromiß“ abgewertet wird.

Schließlich wird durch die Überzeugung, nach der sowohl Tatsachen als auch Werte eigentlich undiskutierbar sind, der Kontext und die Historizität der eigenen Denkspositionen unsichtbar gemacht. Generell bleiben die Möglichkeiten einer Historisierung von Wissenschaft, Wahrheit und Objektivität verdeckt, wie sie in dem oben betrachteten Zeitraum etwa durch andere Positionen aus dem Bereich der Lebensphilosophie, später z.B. in der Wissenssoziologie oder der Kritischen Theorie angedacht wurden. Weiterhin ist es die Ausschließlichkeit, mit der Gegenüberstellung konstruiert wird, in der Umorientierungen verhindert, damalige aber auch aktuelle Alternativen, wenn nicht völlig aus dem Spiel gehalten, zumindest abgebogen werden können. Wenn also einerseits nicht über die unterschiedlichen kulturellen Identitäten und normativen Orientierungen, Leitbilder, Traditionen und ihre Horizonte gesprochen werden kann und andererseits die Tatsachen des Fortschritts feststehen, wie kann dann über Wissenschaftsentwicklung geredet werden und über deren Bedingungen und Alternativen, über das Verhältnis von Wissenschaft und Politik?

Perspektivenwechsel

Zum Schluß möchte ich die hier aufgeworfenen Fragen noch einmal dahingehend wenden, wie sie sich aus der Sicht der feministischen Theorie, unter Einbeziehung der historischen Erfahrungen von Frauen in ihrer besonderen gesellschaftlichen Praxis darstellen – auch wenn ich an dieser Stelle nur kurz unreißen kann, welche Gesichtspunkte damit in den Vordergrund treten. Im Rahmen der Überlegungen zu einem Fortschrittsverständnis, in dem objektive

Tatsachen und normative Orientierungen gegeneinandergestellt und diskutierbar sind, war die Kategorie Geschlecht an einer zentralen Stelle in Erscheinung getreten. Greift man diesen Zusammenhang gezielt auf, ergibt sich in der weitführenden Betrachtung dann, daß dies keineswegs zufällig, sondern vielmehr darauf zurückzuführen ist, daß die Geschlechterdifferenz grundlegend mit der Unterscheidung Natur und Gesellschaft vermittelt ist. In den Mittelpunkt der Problematik rückt eine Überlagerung von Naturverhältnis und Geschlechterverhältnis, so daß die sozialen und biologischen Dimensionen gesellschaftlicher Reproduktion auseinanderfallen, was die Frauen – und vor allem sie – gleichzeitig innerhalb und außerhalb von Gesellschaft und Geschichte plaziert. Deshalb bewirkt die Fokussierung auf die Kategorie Geschlecht zunächst eine Skepsis gegenüber Dichotomisierungen jeder Art, die sich verstärkt, je näher man auf die Probleme eingeht.

Ein zentrales Element in dieser „Ordnung der Geschlechter“ (Honegger 1991) besteht in der Stereotypisierung der Frau als das Andere, nämlich einem aufgrund ihrer körperlichen Fähigkeiten zur Mutterschaft wunderbar naturnahem Wesen. In den biologischen Bestimmungen, die daraus abgeleitet wurden, wie in den symbolischen Darstellungen des „Ewig-Weiblichen“, vollzieht sich eine Ausgrenzung der spezifisch weiblichen historischen Praxis, die Leugnung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie der entsprechenden sozialen Abhängigkeitsverhältnisse als Teil der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion. Unter diesen Bedingungen sind die Erfahrungen von Frauen ganz wesentlich von Diskrepanzen und Widersprüchen, von den Unvereinbarkeiten zwischen Weiblichkeitsideologien und ihren jeweiligen Lebensumständen geprägt. Daran ist nichts Weiblich-Wesenhaftes oder Ursprüngliches, sondern es geht um Formen der Entfremdung und Verdinglichung, die die Frauen aufgrund der Naturalisierung des Geschlechterverhältnisses besonders betreffen. Die Geschlechterstereotype sind unpassend und ungeeignet, jene spezifischen Erfahrungen zu reflektieren, in denen Zuschreibungen, Wünsche, Widerstände ineinander übergehen, die in Praxisformen eingehen und zum Bestandteil eines Selbstverständnisses werden. Dazu gehört im Verlauf der Moderne für Frauen zunehmend die Erfahrung, Grenzgängerinnen zu sein: im Beruf, in der Wissenschaft wird das intellektuelle Engagement der Frauen und die Suche nach ihrem eigenen künstlerischen Ausdruck von dieser Erfahrung begleitet.

Im Auseinanderklaffen von Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnis sind einfache Wahrheiten nur selten zu haben. Eher stellt sich die Erkenntnis

ein, daß diese verdecken, wie wenig es gelingt, gesellschaftliche Subjekte und deren Praxis zur Sprache zu bringen, wenn sie etwas repräsentieren, was zu den Leitwerten der herrschenden patriarchalen Kultur gegenläufig ist, und ihr Handeln den für sie speziell aufgestellten Gegen-Grundsätzen nicht einfach unterwerfen wollen oder können. Dieses Problem stellt sich im Prinzip jeder feministischen Untersuchung, weshalb die methodischen Analysen zu dieser Situation zahlreich und differenziert sind: Sie reichen etwa von Simone de Beauvoirs (1986) zu Luce Irigarays (1980) Analysen der Nichtrepräsentierbarkeit selbstbestimmter Weiblichkeit in den symbolischen Systemen des männlichen Diskurses. Weil es sich aber nicht bloß um eine Ausgliederung handelt, wird die Plazierung des Weiblichen z.B. von Teresa de Lauretis (1996) mit dem filmtheoretischen Begriff des „space-off“ als eine Aussage außerhalb des offiziellen Bildes, aber zur Bildaussage gehörig bezeichnet. Andere Untersuchungen beschäftigen sich mit den Weiblichkeitsimagos, die das Verhältnis der Kultur zum Unbewußten markieren, wie Sigrid Weigel (1996) oder, auf ganz andere Weise, Jessica Benjamin (1990), wobei es aber in jedem Fall um das Ineinandergreifen von Einschluß- und Ausschlußprozessen geht. Darüber hinaus stellen Bedeutungsverschiebungen einen entscheidenden Aspekt dar: Regina Becker-Schmidt (1996) hat auf die häufige Funktion von Deckbildern im Geschlechterdiskurs hingewiesen. Die Weiblichkeitsrepräsentationen ermöglichen die Thematisierung von Problemen, die zwar allgemeiner Art sind, aber als solche nicht geäußert werden können – wie etwa, im Hinblick auf die Entstehungszeit der oben analysierten Texte, die Verletzlichkeit des Menschen, auch von Kriegern. Die nahezu universalen Anwendungsmöglichkeiten der dualistischen Geschlechterdifferenz zur Reduktion höchst widersprüchlicher Verhältnisse auf dichotomische Muster und bei ihrer Transformation in eindeutige, angeblich „klare“ Gegensätze macht die zweite grundlegende Bedeutung der Kategorie Geschlecht aus, die in der Konstruktion des modernen Fortschrittsverständnisses wirksam wird und in der Analyse sichtbar gemacht werden kann.

„Die Einführung von biologischem und sozialem Geschlecht als analytische Sonde durchbricht also den modernen Diskurs, weil sie die sozialen und diskursiven Konstruktionen der Geschlechterdifferenz und, zumindest indirekt, jeglicher Aufteilung und Einteilung offenlegt. Gleichzeitig stört sie den postmodernen Diskurs, erinnert uns an die Realität des biologischen Geschlechts, das nicht eins ist – an die Körperlichkeit von Frauen, die jene Leerstelle ausfüllen, die die Sprache hinterläßt. Indem sie die gleichzeitige Unbeständigkeit, Undefinierbarkeit, aber dennoch Unauflösbarkeit der Kategorie Frau bloßstellt, durchbricht oder sprengt die Geschlechterdifferenz auch den Diskurs

des Feminismus selbst – den eigenen Diskurs. Sobald unser Fokus über die, die uns am ähnlichsten sind, hinausgeht, wenn Frauen verschiedenen Hautfarben, Klasse und Ethnizität in unseren visuellen und begrifflichen Horizont Eingang finden, dann wird ‚Frau‘ zu Frauen, und die feste Rolle des Geschlechts innerhalb sozialer Strukturen gerät in Bewegung. Wenn ‚real‘ bedeutet, einheitlich, definierbar und in seiner Definition beständig zu sein, dann gibt es zweifellos in der wirklichen Welt nicht ‚die Frau‘. Versucht man jedoch Frauen zu sagen, sie seien diskursiv konstruiert, werden sie einfach auf ihre Körper und Kinder zeigen, im Vertrauen darauf, mit dieser Geste das letzte Wort zu haben.“ (Keller 1996: 42)

Weil die materiellen und symbolischen Dimensionen des Geschlechterverhältnisses schräg zu den Einteilungen in Wirklichkeit und Diskurs bzw. sozialer Konstruktion liegen, öffnet sich mit dieser Differenz ein Raum, in dem neues Nachdenken nötig ist und möglich werden kann, dessen weitreichende Konsequenzen sich schon angedeutet haben. Von hier aus ergeben sich die Ansprüche an die theoretischen Begriffe, mit denen die Erfahrungen und die Praxis von Frauen zu erfassen wären. Die Geschichte von Frauen ist in beweglichen Kategorien zu schreiben, die fähig sind, zu präzisen Bestimmungen, nämlich Zusammenhänge und Unterschiede wahrzunehmen sowie auch Widersprüche zu reflektieren; Gianna Pomata (1983) hat dies „polythetische Begriffe“ genannt und darauf hingewiesen, daß an erster Stelle der Begriff „Frau“ so gefaßt werden muß. Einen anderen Aspekt hat Donna Haraway (1996) mit „Situational Knowledge“ bezeichnet, nämlich eine Erkenntnis, die sich ihrer Partikularität bewußt ist und sich um die Historisierung und Relativierung des eigenen Standpunkts bemüht, weil sie gegen deren Unterordnung unter die Abstraktion „Frau“ die Differenzen unter Frauen anerkennt.

In der feministischen Wissenschaftsforschung wird schon seit geraumer Zeit beobachtet und beschrieben, wie ein spezifisches Geschlechterverhältnis, das mit der Ideologie von der „Natur der Frau“ zusammenhängt, nachhaltigen Umschichtungen sowie verschiedenen Auflösungserscheinungen unterliegt. „Wo der Feminismus nur auf Körper hindeutet, werden sie mit den Mitteln der Wissenschaft verändert.“ (Keller 1996: 46) Die Veränderungen der Natur durch Wissenschaft greifen ein in den mehrfach überlagerten Konstitutionszusammenhang der Kategorie Geschlecht, in den dichten Vermittlungszusammenhang des gesellschaftlichen Natur- und Geschlechterverhältnisses und ziehen die Veränderung von Subjekten und ihren Identitäten, ihrer gesellschaftlichen Beziehungen und politischen Verhältnisse nach sich. Auf welche Weise letztlich durch das Verschwinden der Referenzgröße Natur, indem Künstlichkeit statt dessen zu einer allgemeinen Existenzbedingung wird, die

Identitäten und die Politik umgestaltet werden, ist noch nicht ausgemacht. Es ist dies aber eine Perspektive, aus der um so nachdrücklicher auf einer Wissenschaft und auf einem Verständnis von wissenschaftlicher Objektivität zu bestehen ist, die sich mit dem Anspruch auf Gleichheit und Verständigung verbinden.

In dieser Perspektive geht die Anerkennung von Differenz mit der Weigerung einher, sich auf das wiederkehrende Muster von Festschreibungen einzulassen, in dem durch die Absolutsetzung von Differenz gar keine bedeutungsvollen Unterschiede mehr existieren können. Deren Absurdität hat ihr Pendant in einer „reinen“ Neutralität, sei es von Erkenntnis oder Technik, an der keinerlei Nützlichkeit mehr zu finden ist, weil ihr alles gleichgültig geworden ist, so daß sich das Schicksal zum Fortschritt in Destruktion verkehren kann. Wenn also, statt in bewegungslosen Gegensätzen zu verharren, der Unterschiedlichkeit von besonderen Erfahrungen Platz eingeräumt und ein neuer Blick auf die Widersprüche von Wissenschaft und Politik vorstellbar werden soll, was Donna Haraway (1996) das „Privileg der partikularen Perspektive“ genannt hat, dann impliziert dies ein Vergnügen an parteilicher Wissenschaft, der es nicht nur um Veränderungen im Denken geht. Im konkreten Bezug des Nachdenkens auf Praktisches und Politisches taucht vieles auf, was angeblich nicht diskutierbar sein soll, gewiß oft nur unvollständig mittelbar ist, also zweifellos schwierig wird. Aber wird die Sache eigentlich nicht hier erst wirklich interessant? Damit wären wir in dem Vorhaben, sich den gesellschaftlichen Problemen mit Wissenschaft und Technik vernünftig zu nähern, nun nicht am Ende, sondern gerade erst an einem Anfang angelangt.

Literatur

- Beauvoir, S. de (1986): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek 1986.
- Beck, U.; A. Giddens & S. Lash (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main 1996.
- Becker-Schmidt, R. (1996): Computeraufbau und sechs feministische Thesen zum Verhältnis von Wissenschaft, Technik und gesellschaftlicher Entwicklung. In: Scheich, E. (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg 1996, 335-346.
- Benjamin, J. (1990): Die Fesseln der Liebe. Frankfurt am Main 1990.
- Bloch, E. (1972): Spengler und Rußland. In: Vom Hasard zur Katastrophe. Politische Aufsätze aus den Jahren 1934-1939. Frankfurt am Main 1972, 70-75.

- Bloch, E. (1979): Anhang: Spenglers Raubtiere und relative Kulturgärten. In: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt am Main 1979 [1935], 318-329.
- Brand, K.-W. (Hrsg.) (1998): Soziologie und Natur. Opladen 1998.
- BUND (Bund für Umwelt und Naturschutz, Deutschland) & Misereor (Hrsg.) (1996): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Basel, Boston, Berlin 1996.
- Cockburn, C. (1988): Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how. Berlin, Hamburg 1988.
- Cockburn, C. (1983): Brothers: Male Dominance and Technological Change. London 1983.
- Forman, P. (1971): Weimar Culture, Causality, and Quantum Theory, 1918-1927: Adaption by German Physicists and Mathematicians to a Hostile Intellectual Environment. In: Historical Studies in the Physical Sciences, vol. 3, 1971, 1-115.
- Haraway, D. (1996): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Scheich, E. (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg 1996, 217-248.
- Haraway, D. (1997): Modest_Witness@Second_Millennium. Female-Man@_Meets_OncoMouse™. Feminism in TechnoScience. New York, London 1997.
- Harwood, J. (1993): Styles of Scientific Thought: The German Genetics Community 1900-1933. Chicago, London 1993.
- Hepp, C. (1992): Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende. München 1992.
- Honegger, C. (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt am Main 1991.
- Horkheimer, M. & T. W. Adorno (1981): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main 1981.
- Irigaray, L. (1980): Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts. Frankfurt am Main 1980.
- Keller, E.F. (1996): Feminismus, Wissenschaft und Postmoderne. In: Scheich, E. (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg 1996, 39-56.
- Latour, B. (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin 1995.
- Kluge, T. (1985): Gesellschaft, Natur, Technik. Zur lebensphilosophischen und ökologischen Kritik von Technik und Gesellschaft. Opladen 1985.
- Lauretis, T. de (1996): Die Technologie des Geschlechts. In: Scheich, E. (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg 1996, 57-93.
- Marcuse, H. (1981): Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Darmstadt, Neuwied 1981.
- Merchant, C. (1989): Entwurf einer ökologischen Ethik. In: Dürr, H.-P. & W.C. Zimmerli (Hrsg.): Geist und Natur. Über den Widerspruch zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und philosophischer Weiterführung. Bern, München, Wien 1989, 135-144.
- Meyer-Abich, K.M. (1986): Wege zum Frieden mit der Natur. München 1986.
- Mülder-Bach, I. (1987): Weibliche Kultur“ und „stahlhartes Gehäuse“. Zur Thematisierung des Geschlechterverhältnisses in den Soziologien Georg Simmels und Max Webers. In: Anselm, S. & Beck, B. (Hrsg.): Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins. Berlin 1987, 115-140.
- Plessner, H. (1982): Die verspätete Nation. Über die Verführbarkeit bürgerlichen Geistes. In: Gesammelte Schriften VI. Frankfurt am Main 1982.
- Plessner, H. (1985): Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der deutschen Universität [1924]. In: Gesammelte Schriften X. Frankfurt am Main 1985, 7-30.
- Pomata, G. (1983): Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie. In: Feministische Studien, Nr. 2, 1983, 113-127.
- Proctor, R. (1988): Racial Hygiene: Medicine under the Nazis. Cambridge, Mass. 1988.
- Radkau, J. (1989): Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main 1989.
- Scheich, E. (1992): Propheten der Liebe. Ökologische Ethik aus der Sicht feministischer Moraldiskussion. In: Kulke, C. & Scheich, E. (Hrsg.): Zwielfelt der Vernunft. Die Dialektik der Aufklärung aus der Sicht von Frauen. Pfaffenweiler 1992, 173-189.
- Schmädelsbach, H. (1983): Philosophie in Deutschland 1831-1933. Frankfurt am Main 1983.
- Schultz, I. (1996): Die Liebe der Männer zu nachhaltigen Zahlen. Eine Betrachtung der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ aus feministischer Sicht. In: Wechselwirkung, Jg. 18, Nr. 78, April 1996, 59-63.
- Schultz, I. (1998): Umwelt- und Geschlechterforschung – Eine notwendige Allianz. ISOE-Diskussionspapiere 2, Frankfurt am Main August 1998.
- Spengler, O. (1980): Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. München (Neuauflage in einem Band) [1918-1922] 1980.
- Spengler, O. (1931): Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens, München 1931.
- Wagner, N. (1987): Geist und Geschlecht. Karl Kraus und die Erotik der Wiener Moderne. Frankfurt am Main 1987.
- Weber, M. (1991): Schriften zur Wissenschaftslehre. Stuttgart 1991.
- Weber, M. (1995): Wissenschaft als Beruf. Stuttgart 1995.
- Weigel, S. (1996): „Weiblich-Gewesenes“ und der „männliche Erstgeborene des Werkes“. Zur Bedeutung der Geschlechterdifferenz in Benjamins Schriften. In: Scheich, E. (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg 1996, 94-109.